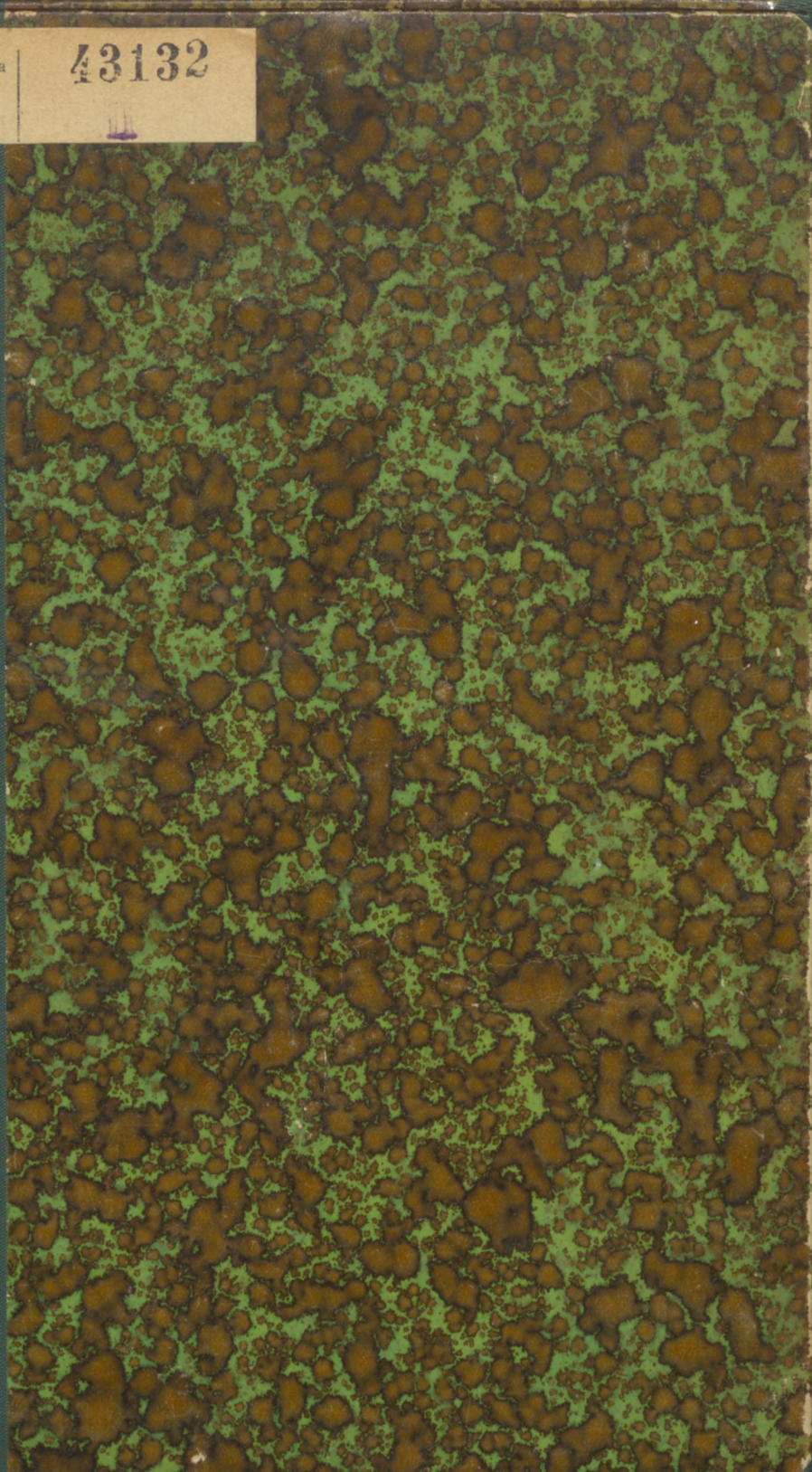


Biblioteka
U. M. K.
Toruń

43132



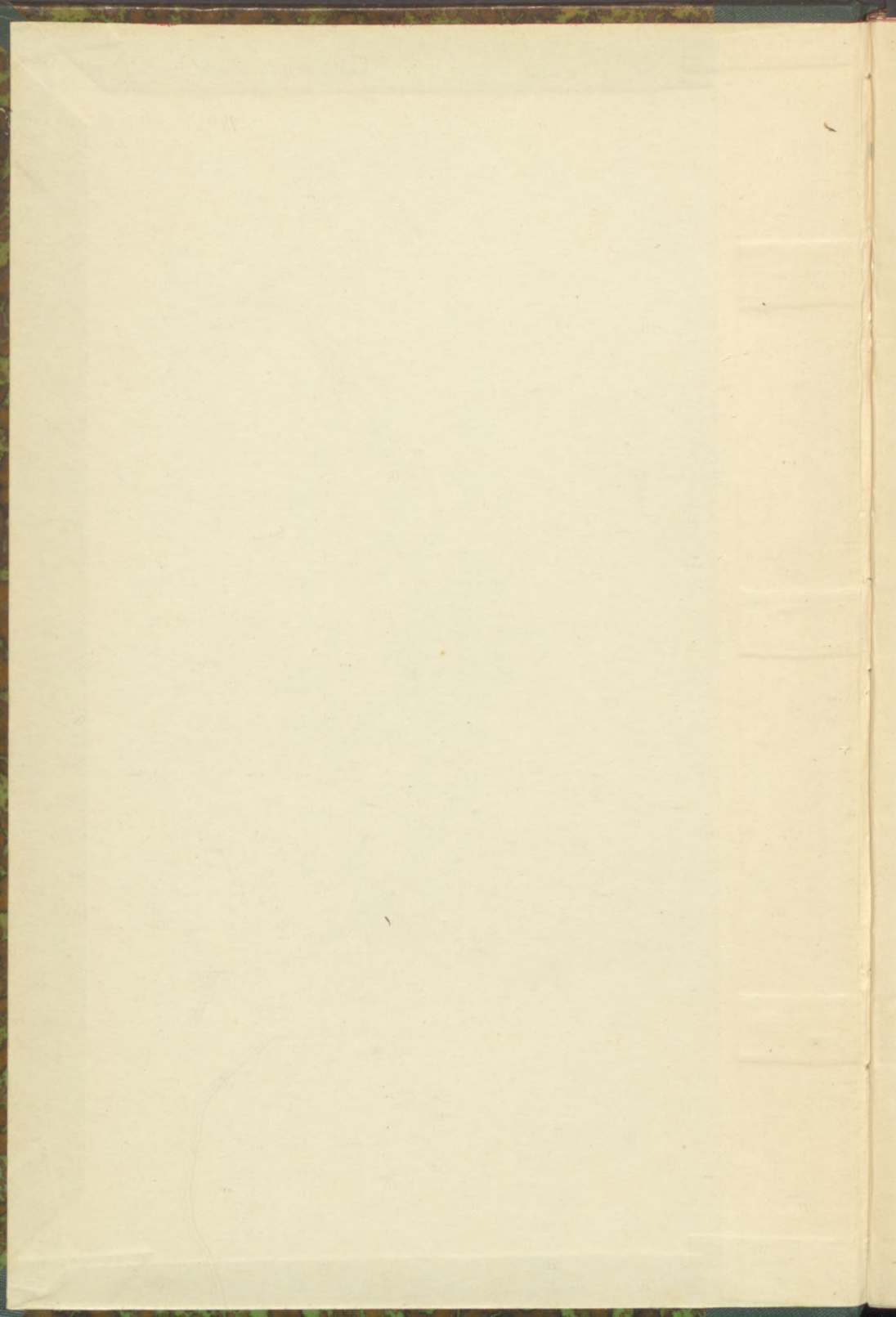
34

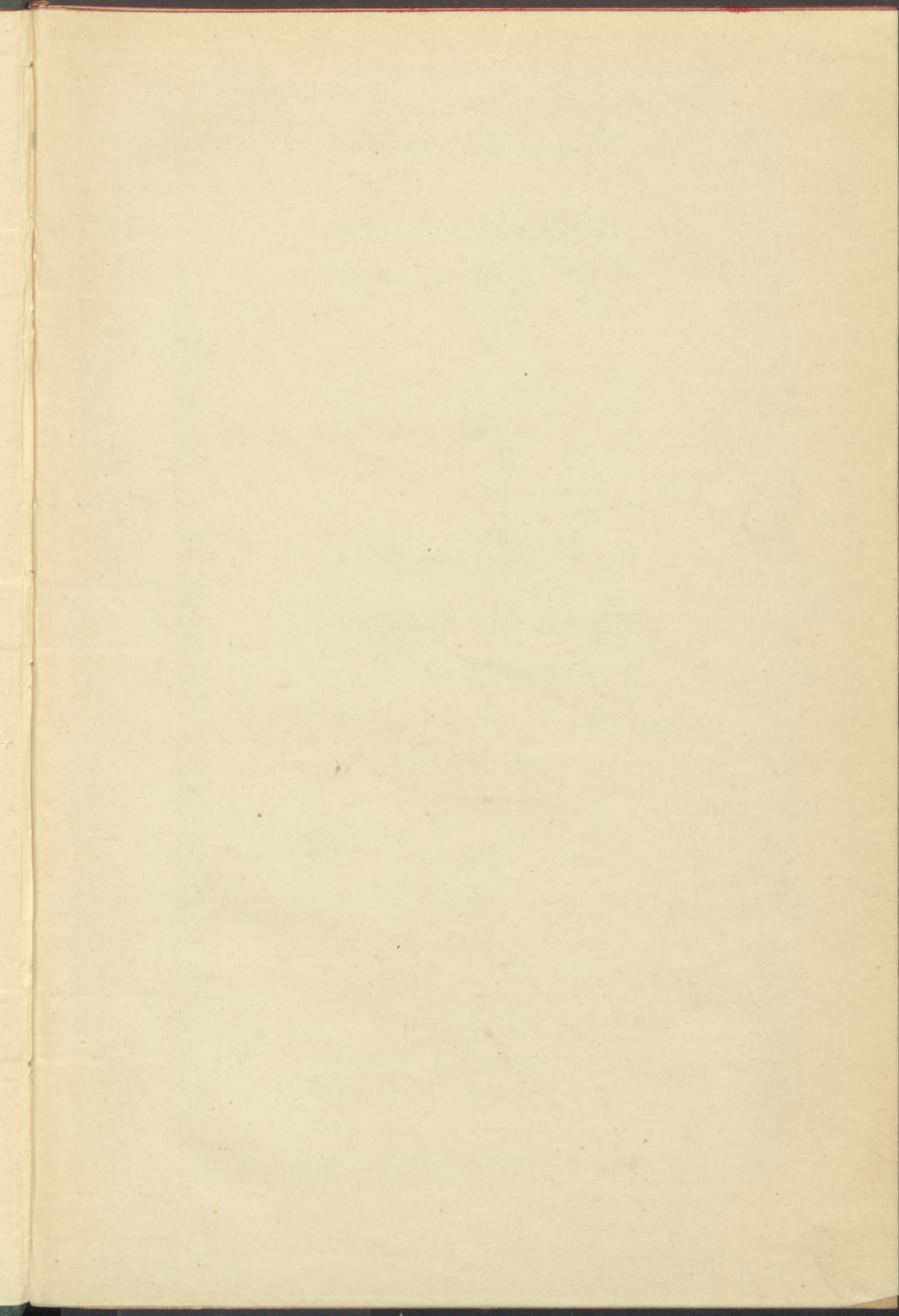


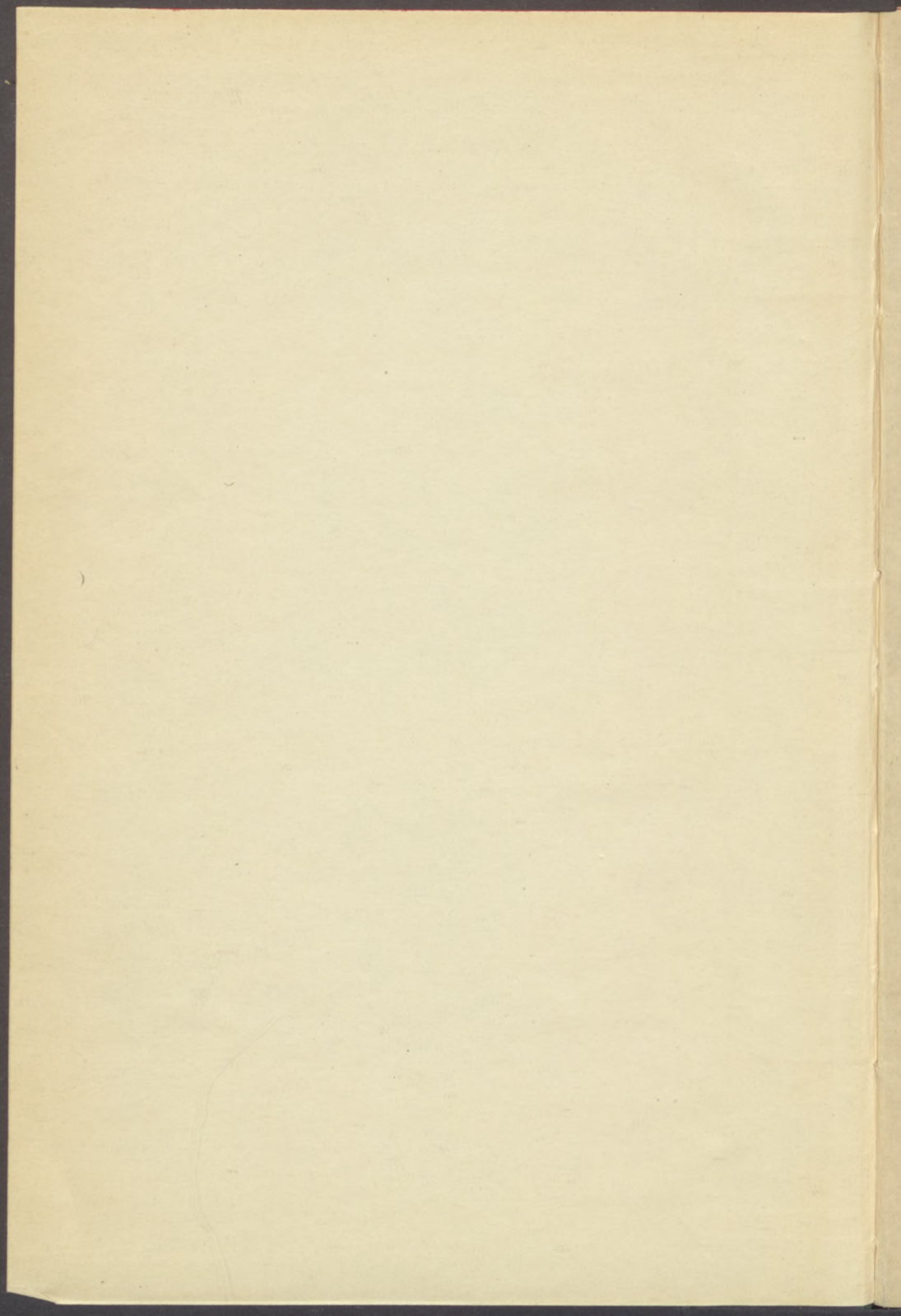
nd A
II

Handwritten initials

*Theodor Weidner = Buchhändler
Breslau, d. 23. III. 6. 1927*







nd A II 3631

Koschneider-Bücher

Herausgegeben von Dr. Joseph Rint

6.

Landbrot

Geschichten und Gedichte

aus der Koschneiderei

von

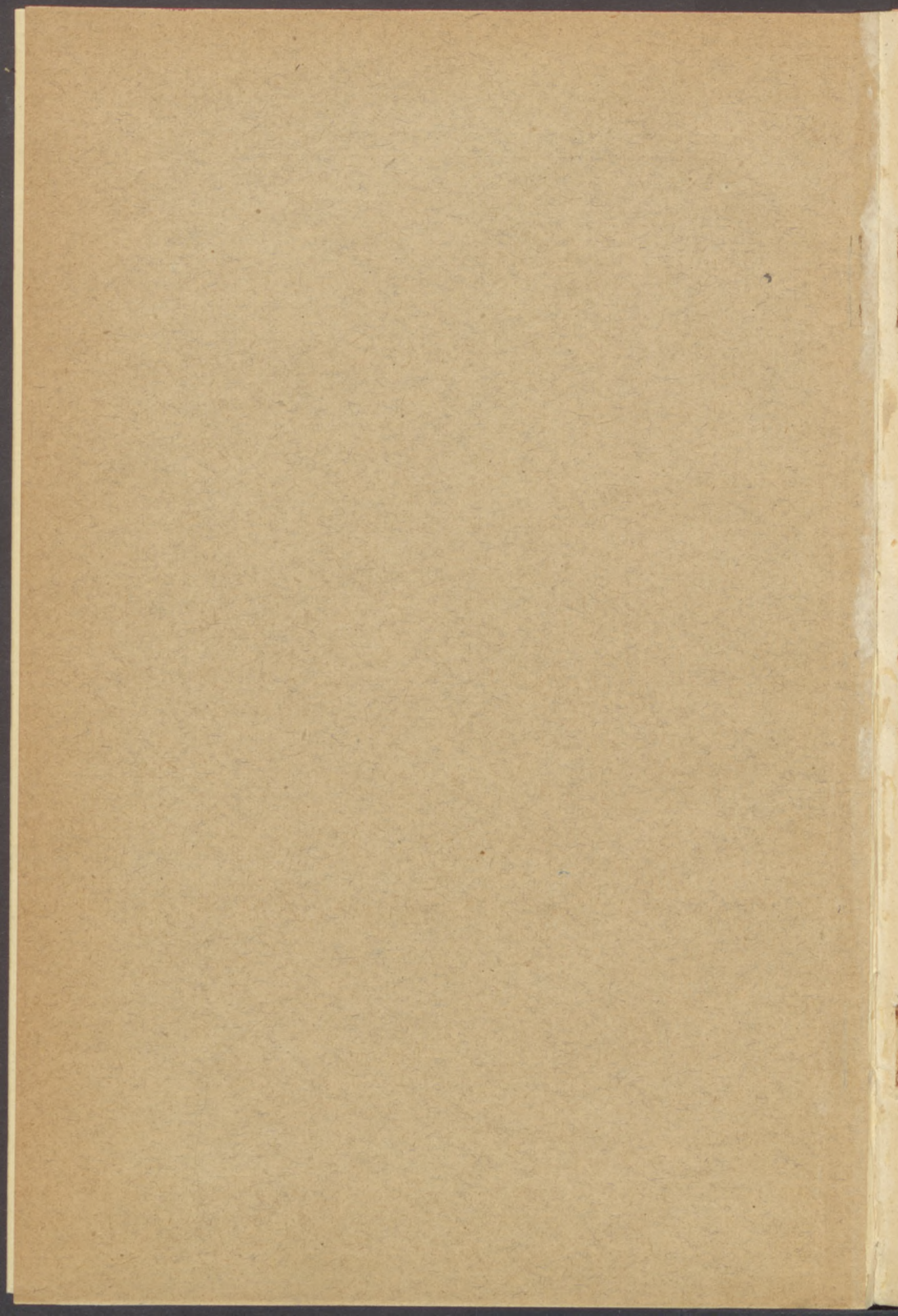
Joseph Rint



1927

Druck: G. F. Boenig in Danzig

Berlag: Dr. Joseph Rint in Danzig



^r
Koschneider-Bücher
Herausgegeben von Dr. Joseph Rink

6.

^r
Landbrot
Geschichten und Gedichte
aus der Koschneiderei
von
Joseph Rink



1927

Druck: H. F. Boenig in Danzig
Verlag: Dr. Joseph Rink in Danzig



13132

4

Koschneider=Bücher.

Herausgegeben von Dr. Joseph Rink in Danzig.

1. **Um Döp.** Ein volkstümlich Spiel in Koschneidermundart. 1923.
2. **Tattedi.** Märchen, Parabeln, Erzählungen, Lieder, Rätsel, Scherze, Gebräuche, Wetterregeln, Sprichwörter und Redensarten in Koschneidermundart. 1924.
3. **Koschneiderföhne.** (Lebensbilder.) 1924.
4. **Deutsches Volksgut in der Koschneiderci.** 1925. (Separat-
abdruck der Heimatblätter des deutschen Heimatbundes Danzig.)
5. **Die Orts- und Flurnamen der Koschneiderci.** 1926. (Sonder-
veröffentlichungen des Westpreussischen Geschichtsvereins Danzig.)
6. **Landbrot.** Geschichten und Gedichte aus der Koschneiderci. 1927.

Amerikanisches Copyright 1927 by Dr. Joseph Rink, Danzig.

Von demselben Verfasser stammt die hochdeutsche Erzählung
„Tren der Scholle“. Verlag A. W. Kafemann in Danzig. 1922.



1929.7604



Mit Gott zur Ruh.

Schließen sich die Augen
nach des Tages Last,
soß die Arbeit taugen,
die vollbracht Du hast:
lenke die Gedanken
hin zu dem, der wohnt
über allen Schranken,
der die Arbeit lohnt.
Ruh in Deiner Hütte
mit dem Herrgott aus,
Er in Deiner Mitte
hütet Dir das Haus.



Flüchtige Zeit.

Flüchtige Zeit,
krampfst niemals wieder
ums Menschenherz das gleiche Leid.
Flüchtige Zeit,
streust niemals wieder
Frühlingsblumen zur Herbsteszeit.
Flüchtige Zeit,
kehrt niemals wieder,
rinnst in dem Strom der Unendlichkeit.



Ohne Gott.

Was ist ein Mensch wohl ohne Gott?
Ein Vogel, dem der Sturm die Flügel hat gebrochen.
Ja, mag er noch so laufen
und seinen Schnabel sperren,
er ist des Knaben Streichen
wehrlos hingegeben.

Im Gotteshaus.

Ich war ein Bettler
am Tag des Herrn,
saß in der letzten Bank,
sah Blumenschmuck im Kirchlein klein
und Weihrauchduft am Hochaltar.
Kein Festgewand die Schultern schmückte,
nur Bettlerskleid den Leib umgab.
Da flog aus meiner Seele auf
zum Herren das Gebet:
„Schau in das Herz! Vergib die Schuld
und schenk der armen Seele Hulb.“
Und plötzlich huschte durch das Fenster
ein Lichtstrahl aus des Himmels Höh'.
Ich schaute auf
und sah des Herren Auge blitzen
im lichten Raum.
Ich beugte tief und tiefer mich hernieder
und küßte seines Mantels Saum.

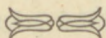


Starke und Schwache.

1. Eilen die Winde,
brausen die Stürme: —
stürzen die dürren
Blätter vom Baume.
2. Treffen die schweren
Zeiten die Menschen: —
fallen die Schwachen
nieder im Raume.
3. Große und Starke
wissen zu siegen,
Kleine und Schwache
müssen erliegen.

Zugentgleisung.

Der Zug entgleist,
saust hundert Meter die Schienen entlang,
drohend am Abgrund.
Entsetzt, gebannt starren die Menschen
ins offene Grab. —
Das Leben ist Gras;
der Schnitter mäht.
Hell klingt die Sense am harten Stein,
härter er, — ein Loch im Stahl.
Der Schnitter hält an. —
Ein Ruck,
der Führer bringt den Zug zum Stehen.
Dein Leben ist gerettet.
Dein Leben ist ein Gotteslehen.



Abwärts.

Schnee hatte in die Ställe hineingeschaut und Schritt befrühdigt zum Felde. Die Hirten paßten auf die Herden auf, und die Leute waren fleißig bei der Arbeit. Er grüßte, sie dankten; er gab neue Anweisungen oder lobte die Arbeit. Die Leute waren mit dem neuen Herrn zufrieden, sie bewunderten den kräftigen Mann und seinen festen Schritt; sie waren erfreut über sein gewinnendes Wesen. Die Mädchen beneideten heimlich die Frau um die stattliche Erscheinung. Sie sprachen nachher nur von ihm, von dem neuen Herrn, von seinen hübschen Augen und von seinem forschenden Schnurrbart.

Vor Wochen hatte er Hochzeit gehabt. Er hatte die junge Witwe mit drei Kindern geheiratet; das älteste Mädchen war vier Jahre alt, das jüngste wurde heute erst sechs Monate alt. Schnee hatte hier eingeheiratet. Das Gut war tausend Morgen groß, die Gebäude ganz neu, erst im Jahre vorher gebaut.

Schnee freute sich der Wirtschaft. Zwar hatte er kleine Hände und kleine Füße, schien also für körperliche Arbeit nicht

geschaffen zu sein. Aber das brauchte er auch nicht. Bei tausend Morgen hatte er schon genug, wenn er die Aufsicht führte und die Wirtschaft leitete. Als Schulze der Ortschaft hatte er genügend Federarbeit zu leisten. Das war ihm ganz lieb, das brachte ihn in Berührung mit den Ortsbewohnern. Und die Menschen liebte er, mehr noch als Land und Vieh.

In der Familie fühlte er sich sehr wohl. Häufig nahm er das jüngste Kind auf seine Knie, schaukelte es und ließ es Pferdchen reiten. Er liebte die Kleine, als ob sie sein eigenes Kind wäre. In Gedanken machte er auch schon Pläne. Sein Bruder hatte einen Jungen; der war sechs Jahre alt. Beide Kinder sollten einmal ein Pärchen werden. So plante er. Dann schaukelte er das Kind, daß es jauchzte. Es war ein trauliches Familienleben, ein herzliches Glück.

Im Laufe des Nachmittags kam der Nachbar. Dieser war früher Lehrer gewesen, hatte sich in den Ruhestand versetzen lassen und sich ein Grundstück gekauft. Die Post hatte ihm die Posthilfsstelle zur Verwaltung übergeben, trotzdem Blinzel auf dem Abbau wohnte.

Blinzel begrüßte den Schnee als seinen Nachbar, die Frau hatte er schon vorher bei anderer Gelegenheit zu dem stattlichen hübschen Manne beglückwünscht.

Nach dem Kaffee gingen die beiden Männer in Begleitung der Frau über den Hof. Blinzel lobte die Wirtschaft, lobte die Frau und lobte den Mann. Er fand Worte, die in die feinsten Spalten der Seele drangen. Als sie den Rundgang beendet hatten, da sagte er gewinnend zu der Frau: „Sie werden doch gestatten, daß ich Ihren Gatten etwas mitnehme ins Dorf; wir haben da noch etwas zu besprechen.“

Beide Männer schritten zum Hofe hinab. Blinzel beschleunigte den Schritt und zog den Schnee mit in die eilige Gangart. So kamen sie ins Dorf. Frau Nehmiz, des Gastwirts Frau, stand gerade am Fenster und schaute durch die Gardinen auf die Dorfstraße. Sie sah nach Kundschaft aus; denn das Geschäft ging schlecht. Da sah sie Blinzel und Schnee kommen. Ersterer war bei ihr Stammgast; Schnee

aber war neu ins Dorf gekommen; er schien kein Trinker zu sein, er saß zu Hause bei der Frau und schaukelte die Kinder auf den Knien. Der Frau Nehmitz schlug das Herz fast hörbar, als sie beide Männer gerade auf das Gasthaus zukommen sah. Rasch rückte sie die Tischdecke zurecht und lief in die Stube, um sich eine neue Schürze vorzubinden. Als sie zurückkam, waren die beiden Männer schon eingetreten. Sie erwiderte den Gruß der beiden mit großer Verbeugung.

„Welche Ehre für uns!“ brachte sie hervor.

„Das können Sie auch mit Recht sagen“, fügte Blinzel hinzu, „der größte Gutsbesitzer des Ortes! Der Herr Schulze! Er hat die beste Wirtschaft in der ganzen Gegend! ein schuldenfreies Grundstück!“

So sprach er weiter.

Frau Nehmitz brachte, was bestellt wurde. Sie brachte alles auf ihrem feinsten Brett. Als sie beim ersten Male etwas zitterte und ein paar Tropfen übergoss, nahm sie sogleich alles zurück, um es auf sauberem Untersatze wiederzubringen.

„Das macht nichts, Frau Nehmitz, wenn auch etwas übergelaufen ist, wir werden schon so trinken“, hatte Schnee befänstigend gesagt.

„Nein, einer feinen Kundschaft darf man so etwas nicht vorsezen“, hatte Frau Nehmitz mit freundlichem Lächeln entgegnet.

Als die Männer nach einer Stunde gingen, sagte Frau Nehmitz: „Auf Wiedersehen, meine Herren!“

„Auf Wiedersehen!“ antwortete Schnee.

Frau Nehmitz konnte die Rückkehr ihres Mannes kaum erwarten; sie schalt ihn einen Taper, einen langsamen Pinsel, und dann erzählte sie ihm alles, und es klang durch ihre Worte: Der reiche Schulze war heute bei uns. Es dauerte lange, bis sie einschlief. Und dann wachte sie nachts des öfteren auf und durchdachte das Ereignis des letzten Tages.

Schnee schlief fester als sonst, auch eine halbe Stunde länger. Und geschnarcht hatte er wie noch nie. Dreimal war seine Frau darüber erwacht. —

Jahre vergingen. Manches hatte sich geändert. Die Gast-

stube bei Nehmitz war jetzt meistens mit Gästen gefüllt. Seitdem Schnee sich hier in kleinen Schulzenangelegenheiten sprechen ließ, fanden sich häufig Menschen ein, denen der Weg zum Abbau zu weit war, die manche kleine Anliegen in mündlicher Aussprache beschleunigten. Das gefiel den Leuten, vor allem aber dem Gastwirt.

Frau Nehmitz behandelte den Schnee schon als alten Stammgast. Er saß täglich im Gasthaus. Die ersten drei Male hatte ihn Blinzel von Hause abgeholt, nachher war er schon allein hingegangen, mit Blinzel und ohne Blinzel. Er ging täglich ins „Städtchen.“ So hatte Blinzel das Dorf und das Gasthaus genannt; diesen Ausdruck hatte auch Schnee übernommen.

Und so saß denn Schnee heute wieder im Gasthaus, am runden Tisch. Er hatte den Ehrenplatz inne und führte das große Wort. Jeder, der in die Gaststube kam, wurde von der Frau Nehmitz eingeladen, an dem runden Tische Platz zu nehmen. Das gab eine große Gesellschaft.

Plötzlich stockte die Unterhaltung. Neugierig schauten alle zu der anderen Stube hinüber. Dort war ein Fremder eingetreten und sprach mit dem Wirt. Frau Nehmitz ging sofort hinaus, um zu sehen, zu horchen und zu berichten.

Nach kurzer Zeit kam sie mit dem Fremden in die Gaststube: „Meine Herren, hier ist ein Reisender, der eine ganz neue Maschine anpreist. Es scheint etwas ganz Besonderes zu sein.“ Dabei rückte sie einen Stuhl an den Tisch, dicht neben den Stuhl des Schnee und lud den Reisenden mit einer Handbewegung ein, dort Platz zu nehmen.

Das Gespräch war verstummt. Der Reisende erzählte, zeigte eine Abbildung seiner Maschine, erklärte die Teile und das Ganze und pries die Maschine als etwas ganz Vorzügliches an. Die Gäste hörten zu. Kaum einer verriet durch ein Wort oder eine Miene, was er dachte. Einer schüttelte zuweilen ungläubig den Kopf; doch der Schulze hörte genau zu. Er ließ sich alles erklären. Und dann stellte er Fragen, die der Reisende ihm beantwortete. Manchmal schien es, als ob dieser in Verlegenheit gerate, manchmal stutzte der Reisende über den Vorschlag des Schulzen.

„Ja, das scheint mir auch noch praktischer zu sein“, sagte er dann auch. „Das werde ich mir aufschreiben und der Gesellschaft mittheilen. Bei den nächsten Maschinen wird diese Verbesserung sicherlich angebracht werden.“

Als sie das alles besprochen hatten, da unterschrieb Schnee den Schein, in dem er eine Maschine bestellte. Das freute die anderen Dorfbewohner. Ihr Schulze hatte noch Mut; er kaufte die neuesten Maschinen, um sie auszuprobieren. Auf ihren Schulzen konnten sie stolz sein. Sie hoben auch den Kopf und nickten ihm zu. Und alle sagten: „Prost.“

Am Schluß der langen Sitzung bezahlte Schnee die Zeche, natürlich die ganze Zeche für alle, und diese Zeche war nicht klein, der Tisch war vollbesetzt. Frau Nehmiß hatte noch schnell einen Tisch herangeschoben, als der Reisende sich hingesezt hatte. Sie hatte noch manchen Gast an den Tisch gewiesen, indem sie ihm in die Ohren geraunt hatte: „Geh hin, da gibt es etwas zu hören und zu trinken.“ Die Rechnung war gepfeffert und gesalzen. Frau Nehmiß hatte noch alles miteingerechnet, was die Gäste in der gleichen Stube geraucht, getrunken, gegessen und schon bezahlt hatten. Sie tat das meistens so, wenn Schnee Kunden ausgab. Er rechnete nicht nach, und wenn er es einmal tat, dann hatte sie es, wie sie sagte, in demselben Augenblick auch gerade bemerkt und hatte es gerade auf der Zunge gehabt, um es ihm zu sagen, aber er hatte ihr in dem Augenblick das Wort aus dem Munde genommen. So war es auch heute. Die andern schwiegen bei ihrer Entschuldigung, nur der kleine Mann in der Ecke sagte: „Warum schlug der Teufel seine Großmutter? Weil sie keine Ausrede hatte.“ „Du bist immer ein Spaßmacher gewesen“, wehrte sich Frau Nehmiß, „aber die Raze kann das Mausen nicht lassen.“ Alle lachten. „Du hast recht gesagt“, fügte der Kleine hinzu, „die Schürze paßt Dir.“ Wieder lachten die andern. Da erkannte Frau Nehmiß, was sie gesagt hatte. Etwas verlegen eilte sie hinaus.

Solche gelegentlichen Vorkommnisse aber hinderten den Schnee nicht, der Gastwirtsfrau zu trauen. Sie wußte so freundlich zu reden und die Forderungen mit dem ehrlichsten

Gefichte zu stellen und die Rechnungen mit aller Sicherheit auszuschreiben. Schnee war ehrlich und hielt andere Menschen auch für ehrlich.

Wochen vergingen. Eines Tages kam die Benachrichtigung von der nächsten Bahnstation, daß für Schnee eine Maschine dort angekommen sei; sie sei binnen 24 Stunden abzuholen.

Das war ein Fest für die ganze Familie! Auch die guten Nachbarn fanden sich ein. Die Maschine wurde ausgepackt und in die beste Stube gestellt. Dann mußte sich die älteste Tochter davorsetzen und die Maschine ausprobieren. Die Prüfung fiel gut aus. Seitdem klapperte die Nähmaschine bei Schnee, das Rad surrte und das Schiffchen leerte sich.

Und wenn ihm die Frau wegen seines vielen Gasthausbesuches Vorwürfe machte, dann pflegte der Torkelnde zu sagen: „Das verdankt ihr mir! Das verdankt ihr dem Gasthaus. Die Maschine habe ich im Krüge gekauft. Wir haben die erste Nähmaschine in der ganzen Umgegend gehabt. Die andern haben gesehen, daß sie gut ist, und jetzt wollen sie sich auch eine Nähmaschine kaufen. Versteht ihr? Das verdankt ihr mir! Das verdankt ihr dem Krug! Das verdankt ihr dem Gasthaus.“

Schnee ging durch den Kuhstall. Der alte Hirt erhob sich rasch von dem Bund Stroh, auf dem er ausruhte. Er sah den Herrn gern kommen; denn der Herr war freundlich. Vor Tagen hatte der Herr den Kuhhirten noch gelobt, weil er die Kühe gut gehütet hatte. Auch heute waren die Kühe satt gewesen und hatten reichlich Milch gegeben.

Der Herr zeigte sich wieder zufrieden, als er die Reihen der Kühe und Sterken durchschritt. Vor der einen blieb er stehen. „Diese führe mir einmal vor.“ „Ja, Herr“, entgegnete der Kuhhirt, „diese Sterke wird rindern.“ Er wollte die Sterke frei lassen, aber der Herr befahl, sie an der Kette vorzuführen. Das tat der Kuhhirt denn auch. Als der Herr sie von allen Seiten betrachtet hatte, fragte der Hirt: „Soll ich gleich den Bullen aus dem Stalle lassen?“

„Nein, das ist nicht nötig“, erwiderte Schnee, „Du sollst sie gleich zu Nehmiz führen.“

„Ja, aber Nehmiz hat doch keinen Bullen“, versetzte langsam der Hirt.

„Das ist auch nicht nötig.“

„Na ja, ja, nötig nicht, aber das macht doppelte Arbeit. Wann soll ich die Sterke denn von Nehmiz zurückholen?“ fragte der Kuhhirt.

„Zurückholen? Niemals! Die Sterke ist verkauft.“

„Verkauft, Herr?“ fragte der Kuhhirt ungläubig, „handelt Nehmiz denn auch mit Kühen?“

„Das verstehst Du nicht. Bringe die Sterke hin zu Nehmiz und komm dann zurück.“

„Herr, mir will das nicht recht in den Sinn“, sagte der Kuhhirt und zupfte verlegen an seiner zerrissenen Jacke.

„Was will Dir nicht recht in den Sinn?“ fragte Schnee ungnädig.

„Das mit der Sterke! Als der Herr das Grundstück übernahm, da wollte der Herr sehr gutes Vieh einführen. Da hat der Herr mehrere Rassekälber gekauft. Das sind jetzt unsere besten Kühe. Und von der allerbesten stammt diese Sterke ab. Sie ist das feinste Stück im ganzen Stall. Sie wird eine Prachtkuh werden. Die können wir ausstellen. Die bekommt auf der Ausstellung einen Preis. Das beste Stück verkauft man doch nicht, Herr! Diese Sterke muß uns neue Aufzucht bringen. Nach ein paar Jahren haben wir dann im ganzen Stalle Mustervieh.“

„Ich verstehe, Franz, daß Du an einem guten Stück Vieh hängst. Dafür bist Du ja auch ein alter Kuhhirt. Aber mehr bist Du auch nicht. Dein Blick reicht nicht über den Kuhstall hinaus.“

„Herr“, entgegnete bescheiden der Kuhhirt, „ich habe es nicht weiter gebracht als bis zum Kuhhirten, und ich werde auch Kuhhirt bleiben bis an mein seliges Ende, so Gott will. Es wird immer einen Kuhstall geben und Kühe, wenn auch die Herren wechseln. Ob dieses jetzt gut tun wird, weiß ich nicht. Der selige Herr hat anders gedacht, er hätte diese Sterke nicht verkauft.“ Während er das noch sagte, band er die Kette fester um

den Hals der Sterke. „Andere Herren, andere Sitten“, brummte er zwischen den Zähnen, als er die Sterke vom Hofe führte.

Diese folgte willig. Fast fröhlich war sie zum Stalle hinausgegangen. Sie ging, schritt, flog, tänzelte — zum Wachsen? zum Kuhwerden? zum Kalben?

Der Kuhhirt mußte sie zurückhalten, mußte sie zügeln, mußte sie zum langsamen Gehen zwingen. Er wollte und konnte nicht schnell gehen, er hatte zu viele Gedanken. Wie verschieden doch die Herren waren! Der selige Herr hatte nur Arbeit gekannt. Er hatte ausgebaut, er hatte sich einen großen Hof geschaffen und neue weite Gebäude gebaut. Leider war er dabei gestorben. Das war ein guter Herr gewesen. Der hatte das Gut von seinem Vater geerbt. Franz hatte schon bei dessen Vater gebient. Vater und Sohn hatten Freude an der Landwirtschaft gehabt. Der junge selige Herr hatte sich einen neuen Viehstand zulegen wollen, aber er war darüber gestorben. Dann hatte die Witwe von neuem geheiratet — den jetzigen Herrn. Dieser war auch gut, ja. Er hatte die Pläne des seligen Herrn aufgenommen, er hatte sich Mustervieh besorgt. So hatte es die Frau haben wollen, so hatte er es auch getan. Er war gut, sehr gut, freundlich wie der selige Herr. Der Kuhhirt konnte sich über ihn nicht beklagen, aber, ja, es gab ein Aber. Der Herr saß so sehr viel im Gasthaus. Die Leute lobten das: Die Schulzengeschäfte gingen flotter als auf dem Abbau, die Wege wären für die Leute kürzer, es wäre für sie bequemer. Das stimmte alles, aber der Herr saß doch zu lange im Gasthaus, und der Nehmiz war Gastwirt. Dieser Nehmiz trank auch viel. Seine Frau hatte von dem Kuhhirten im Frühjahr den Preis für die Peitsche zweimal haben wollen. Er hatte nämlich gleich bezahlt, aber nach acht Tagen hatte sie von dem Herrn das Geld für die Peitsche noch einmal verlangt. Der Kuhhirt hatte sich geweigert, die Peitsche zum zweiten Male zu bezahlen, der Herr hatte ihn beruhigt. Was weiter geschehen war, das wußte Franz nicht.

In diesen Gedanken kam Franz zum Gasthaus. Kaum hatte er den Hof betreten, da erschien auch schon Frau Nehmiz.

„Ist das Eure beste Sterke?“ fragte sie den Kuhhirt.

„Ja, die beste“, antwortete dieser.

Dann ging Frau Nehmiß um die Sterke, besah sie von allen Seiten, bellopste und besühlte sie.

„Solche Sterke habe ich noch nicht gesehen“, und dabei blickte sie wohlgefällig auf das Tier.

„Mit der wird der Fleischer zufrieden sein. Ich habe ihm auch etwas Gutes versprochen.“

Das schnitt dem Kuhhirten durch die Seele. Er führte die Sterke in den Stall und löste die Kette von ihrem Halse. Stranggeld bekam er nicht. Den Schnaps, den ihm Frau Nehmiß einschenkte, ließ er stehen. Er ging nachdenklich nach Hause.

Schnee hatte sich nach dem Mittagessen hingelegt. Er schlief zwei Stunden, stand gegen vier Uhr auf.

„Gehst Du heute auf das Feld?“ fragte ihn seine Frau.

„Warum soll ich auf das Feld gehen? Ich habe meine Leute zum Arbeiten!“

„Die Leute arbeiten so, wie sie wollen, besonders, wenn sie nicht beaufsichtigt werden.“

„Die Leute arbeiten genügend, sie arbeiten gut, sie arbeiten sehr gut. Mehr kann man nicht von ihnen verlangen.“

„Du weißt ganz genau, wie sie arbeiten“, versetzte die Frau, „Schwanz hat es doch wieder erst gestern erzählt. Wenn niemand die Leute beaufsichtigt, dann stehen sie viel still und arbeiten wenig. So kann die Wirtschaft nicht weiter gehen. Wir hatten keine Schulden — und jetzt?“

„Was!“ brauste Schnee auf, „du wirfst mir Schulden vor? Ich hätte Schulden gemacht! Habe ich nicht auch Ausgaben gehabt, viele Ausgaben sogar!“

„Warum hast Du die Sterke heute fortführen lassen?“

„Weil sie verkauft ist.“

„Wer hat sie gekauft?“

„Nehmiß.“

„Was? Nehmiß kauft eine Sterke? Das ganze Dorf weiß, daß Nehmiß als erster auf die Liste der Trunkenbolde gesetzt werden mußte, daß er über und über verschuldet ist und

daß er sich bloß noch durch die doppelte Buchführung seiner Frau so lange auf dem Gasthaus hält! Und dem hast Du die Sterke verkauft? Was hat er denn gegeben?"

"Das ist meine Sache! Das geht Dich gar nichts an. Ich bin der Mann. Ich bin der Herr im Hause."

"Ja, du bist der Mann, und ich bin die Frau. Es kann nicht einer hinter dem Rücken des andern wirtschaften. Eheleute müssen solche Fragen miteinander besprechen."

"Ich tue, was ich will", schrie er und schlug mit der Faust auf den Tisch.

"Du hast die Sterke für Trinkschulden geliefert", fuhr sie fort. "Du mußt endlich einmal mit diesem Trinken aufhören."

Jetzt geriet Schnee in Wut. Er war während der Unterredung an den kleinen eingemauerten Schrank gegangen und hatte sich einen Schnaps eingegossen, dann hatte er sich aus dem Glasgefäß des hölzernen Spindes ein Soler genommen. Zwischen diesen beiden Schränken war er hin- und hergependelt, hatte jedesmal bei dem einen Schrank ein Schnäpschen heruntergegossen und bei dem andern ein Soler verspeist. Die Schnäpschen taten ihre Wirkung. Schnees Gesicht wurde rot, die verglasten Augen quollen ihm aus dem Kopfe, und er schrie mit fürchterlich drohender Stimme: "Was sagst Du? Ich sei betrunken, ich sei unvernünftig!"

"Du mußt nicht soviel trinken, und Du mußt Dir raten lassen."

"Ich bin kein kleines Kind mehr; ich weiß, was ich zu tun habe." Und bei diesen Worten griff er nach Hut und Stock.

Die Frau trat bittend näher an ihn heran. "Du, bleibe doch zu Hause. Tue es um der Kinder willen," bat sie ihn.

"Die Affen können arbeiten. Dazu sind sie geschaffen."

"Zum Arbeiten sind wir alle geboren. Denke an Deine eigenen Kinder. Die sehen Dein Beispiel und ahmen es nach. Gestern habe ich gesehen, wie sie „Vater und Gasthaus“ spielten. Das Herz konnte einem brechen, wie der Jüngste sich hinwarf und sagte: „Ich bin der Vater. Ich bin betrunken. Bringt mich nach Hause.“

„Was? Das hast Du geduldet?“ schrie Schnee. „Das hast Du den Kindern wohl noch beigebracht! Du willst eine Mutter sein! Du willst meine Frau sein!“ Und dabei erhob er seinen Stock, als wolle er sie schlagen. Sie blieb still stehen. Er ließ die Hand sinken, drehte sich um und ging fluchend hinaus. Vor dem Hause traf er den Jüngsten. Der spielte im Sandhaufen. „Vater, bringe mir eine Schaufel, ich muß mir ein Haus bauen.“ Der Vater nickte und ging.

Schnee war mit den Jahren bei Nehmitz regelmäßiger Stammgast geworden. Mit Schnee kamen die anderen, saßen und tranken. Als er heute hereintrat, sprachen sie über die Sterke, die er abgeliefert hatte. Der Fleischer hatte sie schon abgeschätzt. Nach einigem Handeln war man einig geworden. „Jetzt ist alles bezahlt“, sagte Frau Nehmitz zu Schnee, „es reicht noch zu einigen Flaschen Bier und etlichen Flaschen Rotwein.“

„Einverstanden“, sagte Schnee. Und dabei ließ er Getränke für die Runde auffahren. „Doch halt“, rief er der Gastwirtsfrau zu, „erst bringt den kleinen Spaten her. Mein Junge will auch etwas von der Sterke haben. Er will sich damit auf seinem Sandhaufen ein Haus bauen.“

„Das geht sehr gut“, versetzte Frau Nehmitz und brachte den Spaten. „Ein Haus aus reinem Sand hält nur nicht lange“, bemerkte ein Gast.

„Etwas Flüssiges dazu, dann steht es schon so lange, wie die Kinder es brauchen. Die anderen Kinder bauen sich wieder ihre Häuser. Es lohnt nicht, für die Ewigkeit zu bauen“, lachte Frau Nehmitz, „das hält doch nicht.“

Man trank und besprach das Neueste. Bald fing Mirchel zu klagen an. Es fehlte ihm Geld, er war in Not. Er hatte einen Wechsel ausgestellt, und jetzt sollte er das Geld beschaffen. „Es ist rein wie behert in der Wirtschaft“, stöhnte er, „der Roggen ist klein und dünn, viel Distel und Hederich darin, darauf bekomme ich kein Geld mehr. Das Vieh ist schon durchgesammelt. Ich habe noch kaum etwas zu verkaufen. Am liebsten möchte ich das Grundstück abgeben und davonlaufen.“ So sprach Mirchel, trank sein Bier aus und bestellte das nächste.

Er hatte des öfteren schon auf Schnee gesehen, aber der sagte nichts. Schnee war Mirchels letzte Hoffnung; denn Schnee war nicht knauserig. Er hatte ein gutes Herz, er half, wo es die Not erforderte, er half besonders seinen Freunden. Diese waren allerdings am meisten in Geldverlegenheit. Schnee hatte ihnen schon öfter ausgeholfen, er hatte ihnen Geld geborgt, und sie hatten es ihm zurückgegeben. Er hatte ihnen dann wieder geborgt, sie hatten einen Teil rechtzeitig zurückgegeben und ihn mit dem Reste verdröcktet. Dann hatten sie frisches Geld geborgt und das frühere abgegeben. So war es immer hin- und hergegangen mit dem Unterschied nur, daß ihre schuldige Summe immer größer geworden war.

Von allen saß Mirchel am tiefsten im Schuldbuch bei Schnee. Er erhoffte auch diesmal von ihm Geld. Schnee aber schwieg. „Ich kann nicht mehr borgen“, sagte er schließlich, als ihn Mirchel um Geld anging.

„Dann bin ich verloren“, versetzte Mirchel und ließ den Kopf hängen. Alle schwiegen.

„Dann ist auch Dein Geld verloren“, fügte er nach einer Weile, zu Schnee gewandt, hinzu.

Schnee bekam einen roten Kopf. Er sagte nichts, aber es wurmte ihn, daß er all das Geld verlieren sollte.

Die Männer tranken und berieten, wie dem Mirchel zu helfen sei. Man kam mit den verschiedensten Plänen, aber alle verbichteten sich auf Schnee; denn Schnee war der reichste im ganzen Dorfe. Er allein konnte helfen.

Frau Nehmiß gab eine Lage zum Besten: „Damit die Herren den gangbarsten Weg finden.“ Schnee hatte zwei Runden gegeben. Mirchel gab eine Runde, und so gingen die Runden herum.

Etliche Besucher waren schon nach Hause gegangen, nur Mirchel und Schnee waren zurückgeblieben. Sie tranken noch eins und berieten, was zu tun sei. Zuletzt brachte Frau Nehmiß Linte und Feder. Mirchel zog ein Papier hervor, Schnee schrieb. Und dann begossen sie die Tat noch mit einer Flasche Rotwein.

Spät nachts gingen Schnee und Mirchel heim. Unterwegs

versagten dem Schnee die Füße, er fiel in den Graben am Wege und konnte nicht mehr aufstehen. Mirchel torkelte auf Schnees Hof, klopfte ans Fenster und weckte den ältesten Sohn. Dieser spannte die Pferde an und holte den Vater nach Hause.

In einer der folgenden Wochen kalbte bei Schnee eine Kuh. Sonst hatte er alles dem Kuhhirten überlassen. Diesmal ging er selbst in den Stall. „Herr, das ist ein kräftiges Kalb“, sagte der Kuhhirt, „wir sind jetzt in der richtigen Art. Jetzt werden wir bald den Stall voll haben vom besten Vieh.“

„Das will ich hoffen“, setzte Schnee hinzu, „wir werden es auch gut brauchen können.“

Schnee sah nach dem Kälbchen. Es war wirklich groß. Aber es wollte nicht die Milch aus dem Eimer trinken. Da nahm Schnee dem Mädchen den Eimer ab und hielt selbst dem Kälbchen die Milch hin. Es trank auch jetzt nicht. Da steckte Schnee dem Kälbchen den Finger in den Mund und drückte ihm den Kopf in die Milch. Es sog am Finger und trank dabei die Milch.

Schnee war ganz stolz auf seinen Erfolg. Er wollte gerade in die Stube gehen, um es seiner Frau zu erzählen, da sah er einen Nachbar auf den Hof kommen. Dem erzählte er es freudig erregt.

„Hör mal“, sagte der Nachbar, „Mirchel wird den Wechsel nicht einlösen können.“

„Welchen Wechsel?“ fragte Schnee.

„Den Du unterschrieben hast.“

„Was? Ich habe für Mirchel einen Wechsel unterschrieben? Du bist wohl!“

„Es stimmt leider! Du hast einen Wechsel unterschrieben, und zwar einen recht hohen.“

„Wann denn?“ fragte Schnee erregt.

„Vor einigen Wochen. Es ist an dem Tage gewesen, an dem Du an Nehmiz die Sterke verkauft hast.“

Schnee besann sich. An dem Abend hatte er lange bei Nehmiz geseffen. Sie hatten auch über die Geldnot des Mirchel gesprochen. Dabei hatten sie stark getrunken, beim Nachhause-



gehen war er im Graben liegen geblieben. Der älteste Sohn hatte ihn mit dem Wagen nach Hause geholt. Das wußte er, wenigstens hatte man ihm das erzählt. Aber daß er an dem Abend bei Nehmitz einen Wechsel unterschrieben hatte, davon wußte er nichts, gar nichts. Keiner hatte ihm etwas davon gesagt. Auffallend war nur, daß er Mirchel seit jener Zeit nicht mehr getroffen hatte. Man hatte ihm gesagt, daß Mirchel nicht wohl sei, daß er verreist sei, daß er bald kommen werde. Sollte er wirklich einen Wechsel, und zwar einen recht hohen Wechsel für Mirchel unterschrieben haben? Das könnte doch nicht möglich sein.

Zum Nachbarn gewandt, sagte er: „Du hast einen bösen Witz gemacht; Du willst mich erschrecken.“

„Was ich gesagt habe, das stimmt“, beharrte der Nachbar.

„Dann muß ich doch sofort zu Mirchel und mich bei ihm erkundigen, was an dem Gerede ist. Der wird doch den ganzen Unsinn sofort widerlegen.“

Als sie in die Stube gehen wollten, rollte ein Wagen auf den Hof. Der Getreidehändler kam. Er war sehr freundlich, grüßte tief, rebete viel, erkundigte sich nach der Ernte, lobte die Wirtshaft des Schnee und trank bei Schnee Kaffee mit.

Nach dem Kaffee, als Frau Schnee hinausgegangen war, nahm der Getreidehändler den Schnee freundlich beim Arm und sagte: „Ich weiß, Sie haben Geld. Wann wollen Sie bezahlen?“

„Was denn?“ fragte Schnee erstaunt.

„Sie wissen doch, den Wechsel. Mirchel kann nicht bezahlen, und Sie haben mitunterschrieben“, und dabei hielt der Getreidehändler dem Schulzen Schnee den Wechsel vor.

Dieser besah ihn und erkannte seine Unterschrift. Er las die Summe und blieb wie angebonnert auf seinem Stuhle sitzen. Als Schulze kannte er die Gesetze genau. Er wußte, daß er bezahlen mußte; denn Mirchel konnte sich bei all seinen Schulden nicht mehr rühren.

Schnee einigte sich mit dem Getreidehändler über den Zeitpunkt, wann er den Wechsel einlösen sollte. Dann borgte



er sich Geld, das er allerdings als Hypothek auf seinem Grundstück eintragen lassen mußte. Damit war diese Wechselgeschichte vorläufig erledigt.

Aber Schnee wollte nun von Mirchel entschädigt sein. Deshalb hielt er sich an diesen. Mirchel hatte keine Lust mehr, Landwirt zu sein; er hatte auch zu viele Schulden, um sein Grundstück noch länger halten zu können.

Am runden Tisch im Gasthaus saßen Schnee, Mirchel, Nehmiz und ein ehemaliger Gerichtschreiber. Schnee übernahm das Grundstück des Mirchel, es war 500 Morgen groß. Sie hofften, daß ein Teil der Mirchelschen Schulden ausfallen würde. Dadurch hätte Schnee sein Geld gerettet.

Aber es kam anders. Den Vertrag hatte ein Gerichtschreiber ausgearbeitet, ihn hatte kein Notar unterzeichnet. Er wurde für ungültig erklärt. Um sein Geld zu retten, übernahm Schnee zuletzt das Mirchelsche Grundstück mitsamt den Schulden. Doch dieses Bleigewicht war für Schnees Gut zu schwer. Er hielt sich noch ein halbes Jahr auf seinem Gute, dann mußte er dieses verkaufen, um nicht alles zu verlieren.

Frau Schnee war dem Wahnsinn nahe. Sie raufte sich die Haare, starrte in schlaflosen Nächten zur Decke der Stube. Weinen konnte sie jetzt nicht. Ihr schönes Gut war dahin; ein schuldenfreies Gut war in zehn Jahren fast bis auf den letzten Ziegelstein beliehen. Trinken und unverantwortlicher Leichtsinns des Mannes hatten den Wohlstand vernichtet.

Traumwandelnd ging sie des Tages durch die weiten Räume, durch die Stuben alle. Ihr erster Mann hatte den Plan zu den Gebäuden entworfen, er hatte das Haus möglichst groß haben wollen, viele und große Stuben, weite und hohe Räume, selbst einen Saal.

Schuldenfrei hatte er das Grundstück von seinem Vater übernommen. Mit dem Vermögen seiner Frau und dem erwirtschafteten Gelde hatte er es ausbauen wollen. Die Gebäude sollten eine Ehre für die fleißigen und sparsamen Eltern werden, eine Zierde für die Familie, ein Heim für seine Kinder und deren Kinder. Darum hatte er groß und geräumig

gebaut. Sie hatte ihrem Manne zugestimmt, sie wollte ihm helfen, sie wollte mit ihm arbeiten und schaffen; denn sie war glücklich an seiner Seite gewesen, behütet, umhegt und verehrt. Sie hatte sich die Zukunft so rosig ausgemalt.

Da war der unglückselige 30. August gekommen. An diesem Tage hatten die Leute ihren Herrn sterbend vom Felde gebracht. Sie hatte entsetzt auf das starre Antlitz geschaut; er war tot, gestorben infolge Blutsturzes. Sie hatte ihren Mann begraben, ihren Beschützer, das Glück ihres Lebens. Dann waren die Verwandten gekommen und hatten sie von neuem verheiratet mit einem Jugendbekannten aus dem gleichen Dorfe. Mit ihm war sie jetzt 10 Jahre verheiratet.

Wir müssen fort, zuckte es ihr durch den Kopf, fort von hier, fort von der Brotstelle, fort aus dem Dorfe, wo wir eine geachtete Stellung hatten, fort ins Ungewisse. Sie krampfte sich an die Türklinke fest und sank zu Boden. Verloren, eine vernichtete Größe.

O, hätte sie doch weinen können! Aber ihr Herz war vor Schreck erstarrt. Gestern hatte sie den einen Kuhhirten höhnisch lachen hören: „All mein Silber, all mein Gold ist mir durch den Hals gerollt.“

Es war nur zu wahr. Und sie mit ihren Kindern war das Opfer des Trinkens und der leichtsinnigen Wirtschaft geworden.

Doch das Trauern half jetzt nichts mehr. Sie mußten fort. Frau Schnee sah zum Fenster hinaus. Die älteste Tochter flütert ihren Puthahn. Diesen hatte sich die Tochter aufgezogen. Er war groß und hatte starke Knochen, dazu war er sehr klug. Wenn die Tochter auf den Hof kam, dann eilte er auf sie zu; denn sie brachte ihm stets etwas Futter mit. Soeben auch.

Er lief ihr entgegen, schlug mit den Flügeln, um schneller zu kommen. Sie hielt ihm die Hand mit Erbsen hin wie sonst immer; er fraß aus der Hand. Sie streichelte ihm dabei Hals und Rücken, er fraß ruhig weiter aus der Hand. Einen solchen Puthahn hatte man nirgends gesehen. Der Käufer des Gutes wollte ihn gerne haben, aber die Tochter wollte ihn nicht abgeben. Ihr Herz hing an dem Puthahn, an dem schönen Tiere.

Doch die Not zwang, und das Zureben half; sie verkaufte ihn. Er wurde gepackt, gebunden, fortgetragen und geschlachtet und nach der Großstadt geschickt. Achtzehn Pfund wog der Putzhahn. So etwas hatte man auch dort noch nicht gesehen. Die Tochter kaufte sich für das erhaltene Geld mit einem kleinen Zuschuß von der Mutter ein Kleid, ein Jackett und einen Hut.

So kam der Tag des Abschiedes, des Fortzuges. Der jüngste Sohn spielte im Garten. Er karre Sand. Als die Mutter ihn rief, nahm er sich eine Karre Sand mit. „Was willst Du damit?“ fragte ihn die Mutter. „Das ist mein Gut“, antwortete der Junge, „das nehme ich mir mit in die Stadt.“ Und er ließ sich davon nicht abbringen. Sie mußten ihm einen kleinen Beutel geben. Den füllte er mit Sand, und die Schwester mußte diesen Beutel auf den Wagen packen zu Grütze und Mehl und seine Karre und den kleinen Spaten dazu legen.

Da kam auch schon die jüngste Tochter in die Stube gerannt: „Mutter, komm, das Fuhrwerk ist schon angespannt.“ Die beiden Fühse standen vor dem Wagen, sie wieherten und stampften mit den Beinen.

Alle stiegen auf den Wagen. Die Frau sah sich noch einmal um, hinüber zur Küche und zu den Fenstern der Stube. Ein paar Tränen rollten ihr über die Wangen, dann sah sie starr geradeaus, nicht rechts, nicht links. Ihre Gesichtszüge wurden hart und fest wie die Findlinge am Wege. Sie sprach kein Wort. Schnee wollte sprechen, er fing einen Satz an, hörte aber gleich wieder auf. Er fand nicht das richtige Wort, er biß sich auf die Unterlippe und sah zur Seite.

So fuhren sie ab aus ihrer Heimat. Nie kehrten sie wieder. Berwirthschaftet und vertrunken das Haus und der Hof, das Gut und das Glück.

Sie zogen in die Stadt. Fünf Wagen brachten ihnen die Möbel hin; mehrere Wagen die Lebensmittel, die sie sich vom Gute mitnahmen: Kartoffeln, Mehl, Speck, Schinken, Eier, Wurst, Spickgans und anderes.

An weite Räume gewöhnt, fiel es ihnen in der Stadt schwer, sich mit 3 Stuben zufrieden zu geben. Sie mußten

erst lernen, viele Möbel in wenig Räumen unterzubringen. Sie besetzten alle Wände und Ecken und mußten sogar eine Tür mit Möbeln zustellen. So viele Möbel hatten sie, und alles gebiegene Möbel. Die minderwertigen hatten sie schon verkauft. Das war der Frau sehr schwer geworden; denn ein Teil davon hatte zu ihrer Aussteuer gehört.

Frau Schnee konnte sich nur schwer in die neuen Verhältnisse einleben, sie weinte viel, sie hielt auch mit ihren Vorwürfen nicht zurück: „Dein leichtsinniges Leben hat uns vom Grundstück gebracht.“

Schnee sprach wenig, aber man konnte es merken, er grämte sich. Doch er fand nicht den Mut von der Einkehr zur Umkehr, er sank tiefer. Er holte eine Biterflasche hervor und schickte seine achtjährige Tochter damit zum Kaufmann. Als sie wieder kam und wieder, da fragte der Kaufmann: „Für wen holst Du das, Kind?“ „Für den Vater“, gab diese zur Antwort.

„Für den Vater?“ und der Kaufmann schüttelte den Kopf. Das Kind schämte sich. Warum, das wußte es nicht. Aber es schämte sich. Und es ging zu einem anderen Kaufmann. Und so wanderte das Kind von einem Geschäft zum andern, bis es wieder zum ersten zurückkam und wiederum die weiße Biterflasche auf die Tombant stellte: „Bitte, einen Biter reinen Alkohol.“

Ja, Schnee trank reinen Alkohol. Doch eines Abends fing er zu stöhnen an wie ein kranker Löwe. Er spürte einen Brand im Innern, einen fürchterlichen Schmerz, er schrie auf. Seine Frau sprang aus dem Bett und machte Licht. Atem wie qualmender Dunst stieg aus seinem Munde empor. Lippen und Zunge waren schwarz. Rasch holte die Frau frische Milch und goß sie ihm löffelweise ein. Er trank sie schluckweise herunter. Da blieb der stinkende Dunst aus, Schnee fand Linderung. Der Arzt stellte schwere Alkoholvergiftung fest.

Die aufopfernde Pflege der Frau erhielt Schnee am Leben. Der Verzweiflungstat war die Strafe gefolgt: eine Warnung. Schnee beachtete sie, aber nicht lange und nicht gründlich. Bald war er wieder im Alkoholrausch.

In der Stadt fand er neue Freunde, zudem hingen sich

die alten wie Kletten an ihn. Der schlimmste war sein eigener Schwager. Für den hatte er schon früher gutgesagt und quergeschrieben. Bei dem hatte er die ersten Gelder verloren, ehe er an Wirchel zugrunde ging. Tille zog seinen Schwager auch jetzt wieder an sich. Er rebete ihm nämlich zu, mit ihm gemeinsam einen Bierkeller aufzumachen. Das tat Schnee auch. Nach Tilles Plan teilten sie sich in die Arbeit: Tille gab den Rat und Schnee die Tat. Tille kaufte das Bier ein, Schnee bezahlte, Tille gab die Anweisungen, Schnee stellte sich in den Keller und verkaufte das Bier. Und Schnees Kinder mußten tüchtig mithelfen im neuen Geschäfte.

Schon früh, wenn Schnee noch schlief, war sein Sohn im Keller, reinigte Flaschen und Fässer, kullerte die Ächtel und Viertel aus dem Bierkeller, karrte sie zu den Gaststätten und fuhr sie zu den Gastwirten auf das Land.

„Wir müssen aber auch eine Buchführung haben“, sagte Tille eines Tages, „das verlangt die Steuerbehörde.“

„Ich weiß“, antwortete Schnee. „Um, wie ist die am besten zu machen?“

„Das ist nicht leicht; ich habe Jahre gelernt und nachher das Beste allein ausgeprobt. Wir brauchen nämlich doppelte Buchführung.“

„Die verstehe ich erst recht nicht“, versetzte Schnee.

„Das glaube ich Dir“, lachte Tille.

„Wir brauchen eine Buchführung für uns und die zweite für die Steuerbehörde“, setzte er leise hinzu.

„Das verstehe ich nicht“, sagte Schnee.

„Man sieht, daß Du ein Neuling bist. Du wirst das schon lernen. Ich werde es Dir beibringen“, klopfte Tille seinem Schwager auf die Schulter.

Das Biergeschäft ging glänzend. Schnee konnte kaum so viel Bier besorgen, als die Geschäftsleute abnahmen. Aber dieses gute Geschäft hatte eine mißliche Seite: Es kam kein Geld ein. Da sagte Schnee eines Tages zu seinem Schwager: „Das kann so nicht weiter gehen, wir müssen am Ende des Monats die Rechnungen ausschicken.“

„Aber, was denkst Du nur!“ rief Tille aus, „wir können doch den reichen Kaufleuten keine Rechnungen schicken, sonst kaufen sie nicht mehr von uns. Bier mußt Du liefern und nicht Rechnungen schicken.“

Schnee schwieg und gehorchte. Da ging seine Frau eines Tages zur Kirche. Unterwegs traf sie einen Verwandten. „Du“, sagte dieser, „ich warne Dich vor Deinem Schwager Tille. Der betrügt Deinen Mann. Laß doch nicht zu, daß Dein Mann noch mehr Geld in das Geschäft steckt, er verliert sonst alles.“

Die Frau war entsetzt. Sie vergaß den Kirchgang und eilte nach Hause. Hier fand sie ihren Mann beim Frühstück am Tisch. „Mann, was machst Du!“ rief sie ihm zu, „Du hast uns vom Grundstück gebracht, und jetzt wirfst Du auch noch die Kinder um ihr letztes Erbteil bringen. Denke an die Kinder, die lassen Dir nicht einmal im Grabe Ruhe.“ Und dabei erzählte sie ihm, daß sein Schwager ihn betrüge.

Schnee eilte zu Tille. Er erzählte diesem alles, was seine Frau gesagt hatte. „Glaube doch nicht Deiner Frau“, entgegnete ihm Tille, „die sieht alles doppelt und hört alles dreifach. Wenn ich bloß wüßte, wer ihr das eingeredet hat, ich würde dem das Neben für die Zukunft versalzen.“

Scheinbar beruhigt ging er von Tille fort. Doch zu Hause angekommen, schickte Schnee seinen Sohn mit den Rechnungen zu den größten Abnehmern. Bald kam der Sohn zurück: „Sie sagen, sie haben schon bezahlt.“

„Sie haben schon bezahlt?“ fragte Schnee entsetzt, „an wen denn? Ich habe doch nichts bekommen.“

„Bist du etwa betrunken gewesen, als sie bezahlten, so daß du das vergessen hast?“ fragte seine Frau.

„Nein, das kann nicht sein. Sie haben nicht bezahlt. Ich werde sofort selbst hingehen.“ Und dabei nahm er Mütze und Stock und eilte hinaus. Er traf den Kaufmann selber. „Ich habe doch schon bezahlt“, empfing ihn dieser.

„Wann denn?“

„Gleich nach der Abnahme des Bieres.“

„An wen denn?“

„An Ihren Herrn Schwager.“ Und dabei legte er die Quittung mit dessen Unterschrift vor. Jetzt kam alles zum Vorschein. Lille hatte sich für sein Geschäft Kolonialwaren liefern lassen und als Bezahlung dafür das Bier gegeben aus dem Bierkeller Schnee & Lille.

Schnee stürzte zum Schwager. Dort gab es einen heftigen Auftritt zwischen den beiden Männern. Dabei sagte Lille zu seinem Schwager: „Du paßt zum Kaufmann wie der Strohhut zum Regenwetter.“ Da gerieten sie erst recht aneinander, bis Lille ihm zuschleuderte: „Du wirst noch einmal im Straßengraben verenden, und Deine Kinder werden Betteln müssen.“

Schnee drohte seinem Schwager mit dem Gerichte. „Du willst mich fassen“, höhnte Lille, „dann mußt Du Dir einen andern aussuchen. Ich zeige Dich sofort an wegen falscher Buchführung.“

Schnee stand fassungslos da. Den falschen Rat seines Schwagers hatte er nicht befolgt. Ein inneres Gefühl hatte ihn davor bewahrt. Jetzt war er dessen froh. Mit Schrecken erkannte er, wie niedrig sein Schwager dachte. Und diesem Schwager zu Liebe hatte er Schulden gemacht und das Vermögen verloren.

Schnee löste das Geschäft mit seinem Schwager auf und eröffnete in der benachbarten Stadt ein neues Biergeschäft, diesmal auf seinen eigenen Namen.

Aber der Verlust des Geldes schmerzte ihn. Er fing wieder an, reinen Spiritus zu trinken. Wieder rettete ihm die Frau das Leben durch süße Milch. „Noch ein drittes Mal so“, warnte ihn der Arzt, „und Sie sind nicht mehr zu retten.“ Schnee nahm sich zusammen; er mied wenigstens reinen Alkohol. Er ging von neuem ans Geschäft.

Er verdiente seinen Lebensunterhalt, zumal seine Frau mit ihren Töchtern Schüler in Pflege genommen hatte. In dem Hause, wo er wohnte, war unten eine Schankstätte. Die hatte Nehmiß gepachtet. Der hatte schon längst sein Gasthaus verkaufen müssen. Wenn Schnee aus seinem Bierkeller heimkehrte, dann rief ihm Frau Nehmiß zu: „Herr Schnee, kommen Sie nicht auf ein Glas Grog?“

„Ich kann nicht, das Mittagessen wartet.“

„Aber, Herr Schnee, haben Ihre Frauen denn kein Holz, um das Essen warm zu halten?“

Und Schnee trat in den Laden ein wie früher. Dabei trank er ein Groggen und noch eins. Aber mehr auch nicht. Und Frau Nehmiz erzählte: „Ich habe mit dem großen Kaufmann M. Halski gesprochen. Der möchte auch von Ihnen Bier kaufen, aber Sie müssen ihn zunächst besuchen. Das ist übrigens ein reicher Mann. Der zahlt pünktlich und gut.“

Schnee befolgte ihren Rat. Er hatte Glück. M. Halski bestellte bei ihm Bier, um so lieber, als er gerade gestern von seinem bisherigen Bierverkäufer schlecht bedient worden war.

Um sich die Kundschaft zu erhalten, besuchte Schnee die Gastwirte, trank und aß bei ihnen. Bei M. Halski saß er seitdem öfter und länger als bei den andern. Dort gefiel es ihm; ja, beide Männer gingen häufig nachmittags spazieren. Je länger, um so inniger schlossen sie sich aneinander. „Schnee“, sagte M. Halski eines Tages, „Du bist im Grunde Deines Wesens eigentlich ein Landwirt. Das Bierverkaufen ist nichts für Dich. Du müßtest wieder zur Landwirtschaft zurückkehren.“

„Das ist leichter gesagt als getan“, erwiderte Schnee, „zur Landwirtschaft brauche ich Geld, und gerade das fehlt mir.“

„Man kann nicht wissen, wie sich eine Gelegenheit bietet. Und wenn sie kommt, dann muß man sie beim Schopfe fassen.“

Schnee schüttelte nachdenklich den Kopf.

„Weißt Du“, begann M. Halski von neuem, „ich habe da ein Grundstück beliehen. Dem jetzigen Eigentümer würde ich die Hypothek kündigen, Dir aber würde ich sie belassen.“

„Wo ist das Grundstück?“ fragte Schnee.

M. Halski nannte es. Schnee lachte laut auf: „Dahin soll ich gehen? Da muß ich ja selber arbeiten!“

„Du hast doch die Kinder. Du brauchst nur alles zu beaufsichtigen.“

Sie wurden nicht einig. Zwei Tage darauf kam M. Halski mit einem neuen Vorschlag: „Ich bin in großer Geldverlegenheit. Kannst Du mir helfen? Sieh, ich bin doch ein guter Kunde von

Dir, ich habe immer Bier von Dir bezogen und gleich bezahlt. Ich habe Dir auch schon ausgeholfen; Du weißt doch, wie ich für Dich bezahlt habe.“

Schnee hätte nicht Schnee sein müssen, er wurde weich und schmolz. Sein Kopf warnte, sein Herz sagte ja.

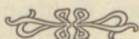
„Zur Sicherheit — für alle Fälle — übertrage ich Dir die Hypothek auf dem Grundstück. Sobald ich das Geld nicht mehr brauche, gebe ich es Dir ab und nehme die Hypothek zurück.“

Sie gingen zum Gericht. Dort wurde alles schriftlich niedergelegt; denn Schnee war allmählich vorsichtig geworden.

Bald folgte Schlag auf Schlag. Das Grundstück wurde versteigert. Schnee mußte es übernehmen, um nicht sein Geld zu verlieren; denn dieses stand auf der letzten Stelle. Seinen Freund M. Halski hatte er seit jener Gerichtsverhandlung nicht mehr zu sehen bekommen.

Schnee wurde also wieder Landwirt. Er hatte ein Häuschen, einen Garten und einige Morgen Land. Er besaß eine Kuh und zwei Ziegen und kaufte sich zuletzt noch ein Pferd.

Er war wieder Landwirt: Herr, Knecht, Arbeitsmann, alles zusammen in einer Person. Das blieb er bis zu seinem Tode.

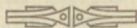


Die Kriegführenden.

1. Der eine ist des andern Feind
bis zu dem letzten Kampf auf Erden,
bis man die letzte Träne weint,
bis sie zu Staube alle werden,
2. bis ihre Häupter, eisenhart
und unversöhnlich in dem Streite,
in tiefer Erde sind verscharrt
und modern Seite dicht an Seite.
3. Dann endlich ruht im Erdbetal
ihr ränkevolles gift'ges Streben,
denn totgeweiht ist ohne Wahl
des Feindes und des Freundes Leben.

Die beiden Brüder.

Hans klopft schon wieder an die Türe.
Er streckt die Hand vergeblich aus.
Er steigt die Treppe schwer hinunter,
verläßt voll Wehmut dieses Haus.
Hier wohnt der Zwillingbruder
aus seinem Vaterhaus,
der Franz, der Bruder Franz.
Franz hat verstohlen die Geschäfte
gemacht, als er, der Hans, zum Kriege zog hinaus.
Der Franz, der Franz kehrt täglich heim
auf Gummirädern leicht gewiegt beim Morgenrot,
und Hans, der Bruder, lahm, zerschossen,
erbettelt täglich sich das Brot.
Zwei Brüder sind es: Hans und Franz.



Düstere Ansicht.

Mein Herz ist schwer,
ist voll von Sorgen.
Das Heute ist schon trübe,
was bringt das Morgen?
Im Haus frist Krankheit,
im Heim bohrt Not,
im Magen Hunger,
im Kopf Verwirrung.
Zerriss'ne Schuh!
zerschliff'ner Rock,
zerlumptes Lager,
und draußen droht der Frost.
Was bringt das Morgen
in dieser Not?
Bringt's Leben oder Tod?

Das Gesicht der Menschen.

Ein Gesicht ist wie das and're:
mitten eine Nase lang
und darüber steh'n die Augen
und darunter quer der Mund.
Ein Gesicht ist wie das and're,
länglich stets und auch halb rund.
Doch es zuckt in dem Gesichte,
in dem einen freudig hell,
in dem andern stieret starr
blödes Auge unverwandt,
Jugend glättet leicht die Wangen,
Alter gräbt die Runzeln ein.
Kein Gesicht ist wie das and're:
jedes trägt den eignen Zug:
eins die Wahrheit,
eins den Trug.



Eine Frage.

Kannst Du sprechen?
Weißt Du, was der Herrgott Dir geschenkt hat
mit der Sprache?
Hast Du einen tauben Menschen schon gesehen?
der stumm durchs Leben geht?
Hast Du versucht, Dich in die Seele
dieses armen Menschen hineinzudenken?
Wenn scheu und linksich sein Gebahren,
argwöhnisch ist sein Sinn,
hast Du gedacht, daß gleiches Los wohl
Dich, o Mensch, auch hätte treffen können?
Hast Du getan, was Deiner würdig wäre
und Deines Herren wert?
Floß Dankbarkeit von Deinen Lippen?
Lag Dankbarkeit in Deiner Tat?

Im Joch.

Ich bin ein Mädchen nur in der Maschine,
ein Zahn am großen Rad.
Ich drehe mich, wie mich der fremde Wille lenkt.
Ich kann nicht gehen, wie ich will,
ich stehe unter hartem Muß:
das ist die Pflicht, der Stand, Beruf,
das ist das Brotverdienen.
Biel lieber möchte ich dem Vogel gleich
die Flügel in die Lüfte tauchen
und eilen fort, wohin der Augenblick mich zieht:
zum Meer, auf Berge, in die Einsamkeit,
ins duftig Grün,
in jenen Menschenknäuel auf der Straße.
Ich möchte sehen, hören,
um mit der Seele alles wieder zu gebären.
Doch kann ich nicht, wie ich es möchte.
Ich bin ein Mädchen nur an der Maschine,
ein Zahn am großen Rad,
das man Gesellschaft nennt und Staat.
Ich möchte Ich sein, Ich —
und doch, ich bin nur Du.

Die Hilfe.

Ich habe Gutes Dir erwiesen?
Das Leben Dir gerettet bei dem Brande?
Kann sein.
Ich schrieb es in das Buch
Vergessenheit.
Doch Du! Du hast mir in dem ersten Jahre meiner Wirtschaft
den Pflug geborgt.
Ich denke oft daran.
Wenn Du in Not geraten solltest,
dann komm!
ich helfe Dir.

Zwei Menschen.

Du fährst und rauchst,
trinkst Deinen Wein
und siehst voll Mitleid
auf mich herab.
Ich gehe, renne,
daß mir der Atem fliegt,
und komme ganz erhitzt am Ziele an.
Du lachst und sitzt schon am Tisch
beim zweiten Gang.
Ich fange mit dem letzten an,
ich lasse steh'n den alten Wein
und lasse Suppe Suppe sein
und mache Schluß mit Dir beim letzten Gang.
Du ruhst nach solchem üpp'gen Mahl
und schläfst zwei volle Stunden.
„Das brauch' ich“, sagst Du,
„das muß ich haben.“
Ich gönne Dir die Ruhe,
doch nicht so mir.
Ich strenge Geist und Körper an
und suche neue Wege
bergab, bergan.
Du gehst den alten Weg,
den Deine Schuhe festgetreten,
und bleibst, der Du gewesen bist.
Ich baue mir zuletzt mein Haus auf jenem Hügel,
den Deine Wünsche nie erstrebt.
Besuche mich auf jenem Hügel,
so oft Du willst,
und iß bei mir und trink und schlafe gut:
Du bist mein lieber Gast
in meinem Haus,
doch ich? — ich bin der König hier,
der Herr, das Leben, aber nicht die Raft.

Das Werk.

Schaust Du das Werk, das and're aufgebaut,
praktisch und sinnreich,
dann wirst Du klein ob Deiner eig'nen Taten.
Die Balken, rohbehauen zwar,
doch kunstvoll eingefügt in das Gebäude,
bilden die Wand und tragen das Dach.
Sie sind das Werk des Meisters, der sie schuf,
des Mannes aus dem Volke,
dessen Namen keine Inschrift trägt.
Bewunderst Du den Stein an jener Kirche,
den Menschenhand zum Kunstwerk hat geformt,
so siehst Du namenlose Taten.
Was stolz Du als Dein Eigenes zeigst,
wird es die Reihe würdig schließen?
Nicht Du vergleichst,
Du schaffst die Tat.
Die Zukunft legt den Maßstab
an das Werk des Toten an.



Erfahrung.

Dort ist der Lebensmarkt,
den alle kennen.
Auch ich war einmal auf dem Markt,
auf diesem Markte damals,
als ich noch jung und schön und stolz gewesen bin.
Ich kaufte auf dem Lebensmarkt
von allem etwas.
Am meisten aber blieb mir eines hängen
wie eine Klette an dem Rock,
das eine, das ich nie gesucht und doch gefunden habe,
das mir nach allem trüben Haschen
als Liebstes übrig ist geblieben:
Erfahrung.

Die Frucht des Lebens.

Zimmer Knecht sein,
ist bedrückend,
ständig Herr sein,
ist Gefahr.

Wer die Feder mit dem Spaten,
wer das Buch vertauschen kann
mit der Last des Roggenerntens,
wer halb Herr, halb Knecht,
wer halb Knecht, halb Herr im Raum
ist und wird und bleibt:

Diesem hängt im Herbst des Lebens
köstlich-süße Frucht am Baum.



Ein Glück.

Ein Glück für Dich,
wenn schwere Zeiten
Dich hilflos werden lassen.
Dann siehst Du recht,
wie arm Du bist
und wie gering die Menschheit wertet,
was unerföhlich Du gehalten,
wie wenig sie doch schätzt,
was zeitenüberdauernd
des ew'gen Dankes wert Dir schien.
Ein Glück für Dich,
wenn schwere Zeiten
Dich hilflos werden lassen.
Dann wirst Du inne,
wie leicht die Menschen
vergessen, was Du hast getan,
dann siehst Du klar,
daß wie verklung'ner Ton
nach Zeiten auch Dein eigen Dasein war.

Achte den Schwachen.

1. Verachte nicht den Arm des Schwachen,
verspote nicht des Kleinen Kraft,
wo Reiche über Arme lachen,
die unheilvolle Wunde klast.
2. Dich trug zu diesem hohen Berge
von irgendwo ein leichter Wind;
ob jenem unscheinbaren Zwerge
nicht neue Wellen günstig sind?
3. Verschmähe nicht, was tun die Kleinen,
nicht ihres kurzen Armes Stoß;
wo Starke sich mit Schwachen einen,
birgt Kraft der Bund in seinem Schoß.
4. Wenn Gleiche mit den Gleichen ringen,
den Ausschlag gibt der Kleine dann;
er hilft, den Spötter zu bezwingen,
zu stürzen den, der Unheil sann.

Die Putzmacherin.

Rosalie hatte die Schweine gefüttert und dabei die Nase gerümpft. Sie hatte den Hühnern Korn hingestreut und einen Teil davon in die Pfütze fallen lassen. Die Mutter hatte sie deshalb getabelt und der Vater sie gescholten. So ging es alle Tage auf dem Hofe. Wenn Rosalie aber an der Nähmaschine saß, dann surrte das Rad in ununterbrochenem Lauf, dann tabelte keine Mutter, dann schalt kein Vater. Dann kamen die Mädchen aus der Nachbarschaft und sahen sich die Schnittmuster an, dann kamen die Verwandten und holten sich zur festgesetzten Stunde die fertigen Kleider ab.

Eines Tages surrte das Rad wie gewöhnlich; doch plötzlich hielt Rosalie bei ihrer Arbeit inne. Die Mutter sah auf:

„Ist die Nadel gebrochen?“

„Nein, Mutter“, entgegnete Rosalie, „aber weißt Du, ich will nicht mehr nähen.“

„Du willst nicht mehr nähen?“ fragte die Mutter erschrocken, und dabei fiel ihr der Strickstrumpf aus der Hand und rollte der Wollnäuel unter das Bett, „was willst Du denn?“

„Ich will das Putzmachen erlernen.“

„Das Putzmachen? Weißt Du auch, daß das Geld kostet? Das Nähenlernen hat schon so viel gekostet.“

„Ich habe mir doch etwas Geld verdient“, versetzte Rosalie schüchtern.

„Verdient schon, aber das reicht nicht.“

Die Mutter sprach darüber mit dem Vater. Dieser lehnte erst recht ab. „Ich habe zu viele Ausgaben gehabt. Die Wirtschaft verschlingt das ganze Geld. Ich habe ein Pferd verloren am Kropf, zwei Schweine im Notlauf. Ich kann nicht mehr zahlen. Wenn Du das Geld selber verdienst, dann ja.“ Und damit ging er hinaus.

Rosalie nähte bis tief in die Nacht hinein. Sie hatte viel Arbeit, eine große Hochzeit stand bevor. Sie legte das verdiente Geld zusammen, dann rechnete sie und durfte es wagen.

Die Sonne hauchte über den Himmel, färbte rot und gelb die zarten Wolken und kündete den Morgen. Da stellte Rosalie die Holzforken unter das Bett, hing die Schürze an den Nagel, segnete sich und verließ in der Frühe das Elternhaus. Bruder und Schwester brachten sie zum nächsten Bahnhof.

Rosalie lernte Putz. Sie saß am großen Tisch zusammen mit den andern Mädchen. Sie machte die Hüte, wie die Putzmakerin es ihr angab. Ihre Finger glitten über Sammet und Seide, sie fühlte den geringsten Fehler im feinsten Seidenband heraus, sie unterschied die leichtesten Abweichungen in der Farbe, sie empfand Freude, wenn sich die Farben ergänzten, dagegen inneren Schmerz, wenn sich die Farben bissen.

Eines Tages saßen die Mädchen auf ihren Plätzen, arbeiteten an den Hüten und erwarteten mit Sehnsucht die Meisterin. Sie wollte Form und Farbe und Seide angeben. Die Hüte sollten zum Abend fertig werden; aber die Meisterin kam nicht. Statt dessen traf die Nachricht ein: Die Meisterin hat einen Unfall gehabt, sie ist in das Krankenhaus gebracht worden.

Erschreckt starrten sich die Mädchen an. Ratlos saßen sie um den Tisch, die einen zitterten, die anderen weinten. Alle fürchteten, Stelle und Brot zu verlieren. Da richtete sich Rosalie auf: „Wir müssen heute die Arbeit abliefern, sonst geht uns die Kundschaft verloren.“

„Verloren die Kundschaft und verloren wir!“ sagten die Mädchen. „Wie sollen wir die Arbeit machen? Wir können das doch nicht, und diese Kundinnen haben einen ausgewählten Geschmack.“

„Dann übernehme ich allein die Verantwortung“, versetzte Rosalie. „Macht die Hüte, wie ich es Euch sage.“

„Aber werden sie dann auch gefallen?“ fragten die Aengstlichen.

„Sie müssen gefallen und werden gefallen“, betonte Rosalie mit Nachdruck.

Dann suchte sie die Bänder durch, paßte Seide zu Seide, hielt die Federn zum Sammet, faltete das Band, heftete und knüpfte es. Dann paßte sie den Hut dem jüngsten Mädchen auf und änderte wieder.

Die Mädchen gehorchten — erst recht, als aus dem Krankenhaus die Nachricht kam, es gehe der Meisterin besser, Rosalie möge die Hüte nach eigenem Geschmack vollenden lassen.

Der Abend kam. Rosalie flog, ihr klopfte das Herz, ihr glühten die Wangen. Die Kundinnen kamen angestürmt: „Ihre Meisterin ist verunglückt? ist krank? Und unsere Hüte! Wir brauchen sie doch zu heute Abend.“

„Die Hüte sind fertig“, sagte Rosalie freundlich.

„Fertig? Wer hat sie gemacht?“

„Ich“, entgegnete Rosalie, und dabei hielt sie ihnen die Hüte hin.

„Wirklich? Ja! Ach! Gott sei Dank!“

„Ein feiner Geschmack“, sagte die andere, „da hat sich die Meisterin selbst übertroffen.“

„Berzeihung“, versetzte Rosalie mit einem leichten Anflug von Stolz, „diesen Entwurf habe ich gemacht.“

„Sie haben das entworfen? Sie? Und so hübsch!“

Rosalie errötete leicht.

„Der Hut sitzt ausgezeichnet; er zeigt Geschmack. Sie haben Verständnis, Fräulein!“

„Ich habe manchen Hut gehabt und gesehen“, sagte die andere Kundin, „und schöne Hüte, Hüte, die ein Kunstwerk waren. Aber diese Hüte sind anders. Sie sind die passende Krönung für den Kopf und gerade für diesen Kopf und nur für ihn allein und für keinen andern. Wie haben Sie das nur fertig gebracht, Fräulein?“

Rosalie war bei diesem Lobe purpurrot geworden. „Ich habe mir gedacht“, sagte sie, „der Hut muß zum Körper passen; er muß zu Kopf und Haar passen, wenn er ein Schmuckstück sein soll; er darf aber nicht herrschen, er muß dienen.“

„Das sind wunderbare Gedanken“, versetzte die Kundin, „das haben Sie gewiß irgendwo gelesen.“

„Nein“, entgegnete Rosalie, „ich habe davon nichts gelesen, aber ich habe an unser Feld zu Hause gedacht, an die Pflanzen, an die Blumen, an die Blüten, und daraus habe ich mir das so zusammengereimt. Ich habe oft an die Blüten der Kartoffeln gedacht. Sie sind in ihren zarten und weichen Farben die passende Krönung der breiten Staupe. Und so habe ich es bei andern Gewächsen häufig gesehen. Die Blüten krönten den Stamm. Daran habe ich gedacht; das habe ich mir zum Muster genommen.“

Im Fortgehen sagten die Kundinnen zu Rosalie: „Sie haben einen wunderbaren Geschmack. Bilden Sie ihn aus; er ist ein Vermögen wert.“ —

Der Abteilungsleiter des größten Geschäftes klopfte beim Inhaber an die Türe.

„Kommen Sie bitte herein“, rief dieser, „Sie haben mir sicher eine wichtige Sache vorzutragen.“

„Leider“, sagte der Geschäftsführer.

„Leider, sagen Sie?“ fragte der Inhaber. „Was gibt es denn?“

„Unsere Puzabteilung geht leider seit einiger Zeit zurück.“

„Woran liegt das?“ forschte der Inhaber, „an der Ware oder an der Bedienung?“

„Das ist gerade das Betrübbende; es liegt weder an unserer Ware, noch an unserer Bedienung.“

„Sondern“, unterbrach der Geschäftsinhaber den Sprecher.

„An der Konkurrenz.“

„Wie? Sprechen Sie doch!“

„Die Konkurrenz hat seit einem Monat in der Putzabteilung eine neue Leiterin. Unsere Kundinnen loben die Hüte, die es dort gibt, über alles. Sie proben die Hüte bei uns an, gehen dann aber fort, besonders die feinsten Kundinnen, und kommen nicht wieder. Sie sagen, die Hüte drüben seien besser. Ich versuche, es ihnen auszureden, aber es gelingt mir nicht. Ich habe mir Hüte von drüben angesehen; ich kann es nicht leugnen. Jene Hüte verraten in ihrer Ausstattung einen ausgewählten Geschmack. Das ist auf die neue Leiterin zurückzuführen.“

Der Geschäftsinhaber hatte sich tief in den Stuhl zurückgesetzt und ruhig zugehört. Er kniff Augen und Mund zu. Als der Geschäftsführer geendet hatte, sagte er ruhig: „Die Leiterin müssen wir haben. Bieten Sie ihr das doppelte Gehalt.“

Nach Monaten mußte das größte Geschäft im Orte seine Putzabteilung erweitern. Es hatte einen größeren Zulauf als bisher. Rosalie leitete die Abteilung. Sie hatte sich auf den Rat ihrer früheren Meisterin weiter ausbilden lassen; sie war seit einigen Monaten hier mit dem doppelten Gehalte von vorher. Sie gewann die feinste Kundschaft von Stadt und Land. An Verständnis für Form und Farbe kam ihr niemand gleich.

Sie verdiente viel Geld. Jeden Monat brachte sie eine Summe auf die Sparkasse, und noch reichte ihr Gehalt, um einen sorgfältigen Haushalt zu bestreiten. Ihre jüngste Schwester führte ihr den Haushalt. Rosalie war sparsam; denn sie dachte an die Zukunft, an die Tage ihres Alters. Sie wollte sich und ihre Schwester dann versorgt haben. Es ging glänzend. Sie sah den Verdienst steigen und den Lebensabend gesichert.

Da kam der Krieg mit seinen Folgen, der Zusammenbruch und die Geldentwertung. Sie war alt geworden. Ihre siebzig

Jahre hatten ihr einen Silberkranz ums Haupt gewunden. In der Modenabteilung saßen junge Kräfte, schlank und geschmeidig, mit frischen Gliedern und fescnem Gesicht. Rosalie hatte keine Stelle, ihr Geld war entwertet, zerflossen wie Schaum. Sie hungerte, ihre Schwester schon längst. Gelegentlich bekamen sie etwas aus der Heimat, aber nur wenig. Die Eltern waren tot, und die Verwandten gaben nicht gern. Oft ging Rosalie ohne Abendbrot mit ihrer Schwester zu Bett; beide waren alt geworden und konnten nichts Neues mehr anfangen. In großen Zeichen stand vor ihnen das Los des verarmten Mittelstandes: Entbehren und darben und sterben in Not. Sie verkauften Möbelstücke, aber das brachte wenig. Der Halm unter dem Stein sucht einen Ausweg. Rosalie vertrieb Lose, doch die Lose gingen aus. Sie verkaufte ein Wascpulver, doch plöblich führten die Geschäfte ein neues ein, die Leute sagten, es sei besser und billiger. Rosalie verteilte Flugblätter und Wahlzettel, doch die Wahlzeit ging vorüber, und Rosalie stand wieder mit leeren Händen und hungerndem Magen. Doch sie verlor den Mut nicht.

Sie suchte neue Arbeit. Eines Tages stand sie auf der Straße und verkaufte Zeitungen. Ihre gefälligen Bewegungen deuteten auf bessere Tage; ihre verbindlichen Formen verrieten trotz altnodischer Kleidung die frühere Lebensstellung. Sie stand Sommer und Winter hindurch auf dem gleichen Platz; es war der schlechteste in der ganzen Stadt, aber die andern Verkaufsstände waren alle in fester Hand. Rosalie mußte sich ihre Kundschaft erst heranziehen. Es gelang ihr. Wenn auch manche nur aus Mitleid mit der Siebzijährigen kauften, aber sie kauften. Trotzdem verdiente sie nur wenig. Es reichte nicht für sie und die Schwester. Sie bekamen noch Unterstützung.

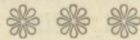
Der letzte Winter war milde, so milde wie sonst nie. Da kam der Frühling und mit ihm die Tage des März. Der Regen plätscherte und der Wind pfiß durch alle Straßen, besonders an der Brücke. Die Menschen liefen, hatten den Schirm aufgespannt und den Kragen hochgeschlagen. Nur eine Frau stand an der Brücke; sie humpelte von einem Fuß auf den andern.

Die hastenden Menschen waren bald in ihren warmen Räumen, sahen zum Fenster hinaus und schüttelten sich. „Da möchte man keinen Hund hinausjagen“, sagte der Fuhrmann.

Rosalie stand auf ihrem Platz und verkaufte Zeitungen. Das Geschäft ging heute nicht so wie sonst, aber Rosalie hatte sich den Verkaufstand eingerichtet, sie mußte ihn halten; denn sie brauchte den schmalen Verdienst. Sie bekam nasse Füße im Märzpanpantisch; sie fröstelte, sie schüttelte sich und bediente die Kundschaft. Es wäre am besten, sich einige Tage ins Bett zu legen — aber dann? Dann wäre die Stelle verloren, und sie brauchte doch das Geld so notwendig.

Zwei Tage darauf stand an ihrer Stelle ein Junge. Er rauchte Zigaretten und bot die Zeitungen aus. Die Kundschaft fragte in den ersten Tagen viel nach der alten Zeitungsverkäuferin. Man wußte nur, daß sie schwer erkrankt sei.

Draußen wölbte sich ein frischer, kranzloser Hügel auf dem Kirchhof. An der Brücke pulste das Leben. Dort verkaufte jetzt eine andere die Zeitung.



Vom Kind zum Mann.

Noch bist Du Kind,
noch wiegt sich Dein Leben in Wünschen und Hoffen,
noch glänzt Dir die Sonne im Morgenrot.
Noch bist Du Kind.
Bald wirst Du Mann.
Schon steigt die Sonne am Himmelszelt
und brennt und glutet und bräunt Dir die Haut.
Da drückt auf die Schultern das harte Joch.
Dein Rücken beugt sich und krümmt sich
und blutet zerschunden
von Hitze und Arbeit und Last.
Du mußt voran,
Du bist geworden jetzt ein Mann.

Gebet.

Gib mir, o Herr, von allem etwas
gib Brot und Fleisch
und Wasser mir dazu
und schenke mir Gesundheit auch
und Kreuz und Glück und Leid.
Misch' alles recht zusammen
in einen Becher,
und reich' mir diesen Trunk
an jedem Morgen;
und ich will abends sagen:
Dem lieben Gott sei Dank.



Dankbarkeit.

1. Alles muß der Mensch durchkosten,
treue Liebe und Verrat.
2. Sei drum dankbar Gott für alles,
was er Dir gegeben hat,
3. dankbar für Gesundheit, Leben,
dankbar auch für Leidenssaat.

Der Asket.

Abgehärtet ist die Gestalt,
ausgedorrt der ganze Körper.
Schwer der Schritt,
runzelvoll Gesicht und Züge.
Klingen knarrt in seinem Gehen,
Klingen leuchtet aus dem Blick.
Klingen mit sich selbst
liegt in jedem Tritt.
Krone alles Lebens trägt
siegreich er zum Herrn zurück.

Zu spät.

Ein Pfiff, ein Puffen. —
Ein leises Zittern geht durch tote Wagen.
Die Räder rollen, und die Maschine stampft
hinaus zum Bahnhof.
Ein Gast kommt angerannt.
Er schreit und ruft und winkt und schimpft.
Was hilft's, daß ratlos viele
hinaus zum Fenster schaun?
Vorbei. — Der Zug, er fährt;
und jener steht. —
Zu spät.



Verscherzt.

Du hast die schönste Zeit
in heimlicher Liebe verscherzt;
Du hast die Jugend —
verloren.
Du griffst nach Schaum,
verpaßtest tänzelnd Weg und Ziel.
Jetzt kannst Du Dornen sammeln,
jetzt Disteln pflücken
und Deine Glieder weh und schweißbedeckt
auf hartes Lager betten.
Vorüber ist der süße Traum,
und grau das Heute grinst.



Durch!

Nichts ist schlimmer
als Zaudern und Zögern
und Zoddeln und Ziehen.
Frisch drauf!
Zerschunden, —
am Ziel.

Die vier Altersstufen.

Ein Kind in der Wiege
in zarten Linnen, im kleinen Bettchen
kraßt seine Händchen
und pustet und faucht.
Wer hat dem Kinde die rothigen Bäckchen
wie schimmerndes Morgenrot
gezaubert aufs zarte Gesicht?
Du weißt es nicht? —
Der Schlaf, der gesunde Schlaf.

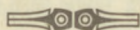
Von der Hecke im Garten pflückt brennend
[der Jüngling

zwei knospende Rosen,
steckt sich die eine ins oberste Knosploch,
reicht zagend die and're
der reisenden Jungfrau.

Wer übergießt im Augenblicksfluge
der jungen Maid
im duftigen Kleid
Wangen und Stirn?
Du weißt es nicht? —
Die Liebe, die erste Liebe.

Heim kehrt der Mann,
tritt schwer durch seines Hauses Thür,
legt Stock und Mantel auf die Bank,
reibt sich die Hände
und wäscht sich das Gesicht.
Wer hat dem Manne
die Stirn und Wange
gebräunt? wer hat gehärtet,
wer hat gefärbt die Hände ihm
in dunklem Ton?
Du weißt es nicht? —
Die Arbeit und der Lohn.

Um bleiche Rippen haucht ein Nöcheln
hinauf zum schneig-weißen Haar,
verklärt die hartgefurchten Züge,
in denen Alter grub in Runzelschrift.
Wer warf den Schleier auf die Wangen
wie auf die Wolken zartes Abendrot?
Du weißt es nicht? —
Der Tod, der Herrscher Tod.



Ein Junge ist da.

Der Herr des Hauses, aufgeregt,
ist anders heut' als sonst,
geht hastig auf dem Hof
und hastig durch den Stall,
sucht überall den Pflug,
den gestern er dem Nachbarn hat geliehen.
Ob er nicht gut geschlafen hat?
Denn er verwechselt Rad mit Rad,
will gar die Schafe zu den Kühen treiben in den Stall.
Er spricht vom Pferd und meint die Kuh,
läßt Häcksel holen, wo noch keins geschnitten ist! —
Der Knecht sieht zu
und kratzt sich hinter seinen Ohren.
Er sieht sich um und schilt
und fährt dem Kuhhirt an die Rippen,
daß dieser auf den Hof schlaftrunken purzelt.
Der Schäfer steht erstaunt,
wie dort sein Herr
den Schafen bringt die ährenschweren Garben.
Es dünkt ein Wunder ihm zu sein,
denn solches kennt er nicht.
Der Schäfer lacht,
der Kuhhirt geht,
der Knecht noch steht
und überlegt.

Da knarrt die Türe laut.
Ein Mädchen ruft den Herrn herein.
Und pfeilschnell fliegt es durch den Hof:
„Ein Junge da“,
und alles ruft:
„Haha, hurra!“

Leben und Tod.

Die Blätter der Birke,
maiengrün,
schmücken um Pfingsten
die biegsamen Zweige
am leuchtenden Stamm.
Die Blätter der Birke,
gelblich, zersezt,
liegen getreten
im herbstlichen Schlamm.
Das strampelnde Kind,
jung und frisch,
mit rosigem Wangen
und jauchzendem Mund
schlingt seine Händchen
um Mütterleins Hals.
Es drückt und küßt und herzt;
es ist gesund.
Nach Jahren schleicht langsam, gebückt und verdorrt
Mütterleins Kind,
hat Runzeln auf Wangen,
um zahnlosen Mund.
Es schleppt sich müde in Sorge und Not
und harret und hoffet und wartet und spricht:
Er kommt nicht, — er kommt nicht, —
er kommt nicht, ach.
Und siehe, er kommet endlich doch
— der Tod.

Auf dem Hofe.

Es geht auf vier Uhr. Das Licht haucht die ersten Wellen durch den Himmelsraum. Ein leiser Luftzug bewegt den Zweig, auf dem der Sperling sitzt. Dieser erwacht, fliegt vom Zweig auf die Erde und sucht das Korn. Ein zweiter Sperling wird aus dem Schlaf geweckt, er fliegt zu dem ersten und streitet mit ihm um die Nahrung. Zwei streiten, darüber erwachen die andern. Sie fliegen herbei, und alsbald wird es lebendig auf dem Hofe. Sie suchen Futter und streiten sich um die Stücke, sie reißen und stoßen sich, sie hacken aufeinander mit dem Schnabel, schlagen mit den Flügeln und schreien. Ja, sie schreien, die Sperlinge, und picken und fressen.

In den Bäumen zwitschern die Meisen. Sie bringen zartere Töne in das rohe Schreien der Sperlinge.

Nach einer Stunde wird es stiller. Die gierigen Fresser sind satt geworden, sie sitzen auf den Zweigen und ruhen sich aus.

Da! Um 6 Uhr ein Sturm, ein Orkan auf dem Hof! Ein Schreien, aber aus viel größeren Kehlen, aus tiefer Stimmelage! Die Ställe sind geöffnet worden. Gänse, Hühner und Enten stürmen hinaus. Sie schreien und krähen und krähen und schreien. Und die Kühe brüllen im Stall, und die Kälber blöken, und die Schafe blärren vor der leeren Krippe. Die Schweine, heißhungrig, gierig, krallen die Vorderfüße an die Schranken, heben mit der Schnauze die Türen und Deckel und quiken und grunzen und rütteln und stoßen.

Auch sie bekommen das Ihre. Brüllen und Blärren verstummt erst, wenn die Herden vom Hofe gehen.

Maienzeschmückt ist der Stall; Birkengrün hängt vor der Haustüre, Kalmus steht vor den Fenstern. Am den Tisch sitzen die Menschen. Sie essen wie sonst, doch heute schmeckt es ihnen besser; die Kammer hat mehr geliefert, auch Eier und Speck, Wurst und Kuchen. Es ist Pfingsten. Ein Tag des Ausruhens, der Freude für Seele und Leib, ein Tag der Gnade.

Bald läßt das Mädchen auch das junge Federvieh auf den Hof. Sie lockt: „Pei, pei, pei, pei“, und die jungen

Entchen watscheln auf sie zu und schnabbern in dem Futter, das sie ihnen hinhält, und sie ruft: „Tchiep, tchiep, tchiep, tchiep“, und die kleinen Küken laufen flügel Schlagend zusammen und picken auf, was sie ihnen hingeworfen hat, und sie lockt: „Wultches, wul, wul, wul“, und die Gänsschen eilen herbei und fressen, was sie ihnen gebracht hat.

Die Sonne strahlt hernieder, flutet warm über Bäume und Saaten, lockt die Bienen aus ihrem Stock und die Insekten aus ihrem Versteck. Die Lerche schwingt sich in die Luft und trillert ihr Lied, so schön, so weich, so herzerfreuend. Pfingsten ist es auch, Pfingsten in der Natur.

Und die Menschen sind sich dessen bewußt. Sie holen den Sonntagsstaat aus dem Schrank, ziehen die gepuzten Stiefel an. Sie gehen zur Kirche, andere fahren, von weither kommend. In Gesicht und Haltung haben sie etwas Feierliches, etwas Sonntägliches. Feiertagsstimmung haucht ihnen einen Heiligenschein um das Haupt.

Still wird es im Dorfe. Zwischen grünenden und blühenden Bäumen liegen strohgedeckte Häuser eingebettet. In sonnendurchfluteter Luft atmet die Landschaft Ruhe und wieder Ruhe. Stille ringsum. Nur die Glocken tönen. Sie rufen, sie künden den Anfang, sie melden des Hochamts erhabenste Höhe. Die Gläubigen füllen die Kirche, dichtgedrängt. Sie stehen und sitzen und knien. Sie lauschen der Predigt. Der Pfarrer lenkt ihre Gedanken nach oben, von der Erdschwere zu lichten Höhen, hin zum Tröster, zum heiligen Geist.

Still ist es auch geworden im Haus. Nur das Wasser brodeln im Topf, sprudelt über den Rand und verdampft auf der Platte. Die Mutter kocht. In freien Augenblicken nimmt sie das Gebetbuch zur Hand. Es wird still in ihrer Seele, und aus der Ruhe erwächst ihr Mut, Vertrauen und Größe.

Auch der Großvater ist daheim geblieben. Die Füße wollen ihn nicht mehr gut tragen. Er geht langsam über den Hof. Er findet alles in Ordnung, er setzt sich in die Sonne, steht die kleinsten Entkinder spielen und dankt dem Herrn.

Warp.

1. Sie saß am Spinnrad früh des Morgens,
wenn nebelgrau der Himmel war,
wenn goldig ihr die Sonnenstrahlen
umschwärmten Augen, Hand und Haar.
2. Sie ließ das Schiffchen emsig gleiten
durch zarte Fäden hin und her,
betrachtete in kurz Verweilen
der Wolle weiches Wellenmeer.
3. Sie trug ein Kleid aus jener Wolle,
genäht von ihrer eig'nen Hand,
sie barg den Nest in ihrer Lade
zu seinem schönsten Festgewand.
4. Er trat mit ihr am Montag Morgen
zum blumenreichen Traualtar,
er koste diesen Rock beseligt,
so oft ein Kind sie ihm gebar.
5. Er hat dann wieder ihn getragen,
als Kummer kam ins Kämmerlein,
er will ihn schätzen, hüten, schonen,
er will in ihm begraben sein.



Mutter und Kind.

Der Junge streichelt ihr die Hand
und tupft ihr auf die Knöpfe
und zeigt auf die Brosche
an ihrer Brust
und fragt sie: „Was ist das?“
Sie gibt ihm Antwort.
Er fragt schon wieder:
„Wie heißt die Straße da?“ „und die?“
Sie gibt ihm Antwort gleich.
Er fragt sie wieder: „Was ist das?“
„und das?“ „und das?“

Und sie gibt Antwort ihm auf jede Frage wieder.
Und neue Fragen stürmen
und wirbeln durcheinander
wie Flocken viel von Schnee.
Sie streichelt ihm das Haupt
und glättet ihm die Locken sanft
und lächelt süß und denkt:
Der Junge hier? Das ist der meine, ja,
mein Sohn, mein einzig Kind.



Es muß doch so sein.

Sie waren klein
und gingen fein
in kurzen Röckchen durch das Haus.
Sie sprangen flink zum Mädchen hin:
„Ach, gute Toni, komm doch mit!“
„Komm mit hinaus.“
„Ach bitte, bitt' schön, komm hinaus.“
„Ich hab' nicht Zeit.
Ihr seht doch diese Schüsseln, diese Teller,
die Gabeln und die Messer.
Ich kann nicht mit.“
„Wir helfen Dir!“
Und flink die Kleinen,
Heimchen scheinen sie zu sein.
Sie bubbern und schubbern,
sie waschen und trocknen
die Teller und Schüsseln,
die Messer und Gabeln.
Sie sind noch klein,
sie gehen nicht allein
hinaus, die Toni muß mit,
muß mit ihnen sein.
Sie sitzen und essen

und trinken und spielen,
und Toni dabei.
Sie sind ihre drei. —
Sie werden größer
und gehen allein
und lassen die Toni Toni sein.
Und Toni sitzt, und Toni — klagt:
„Jetzt bin ich ganz allein.
Sie wollen mich jetzt nicht.
Ich bin allein, allein,
ach Gott! — allein.“
Was nützt ihr das Klagen?
— Nicht wahr? Es muß doch so sein!?

.....

Gute Nacht!

1. Gute Nacht, gute Nacht!
wenn die Bäume dorren zur Frühlingszeit
und die Sträucher blühen im Herbst noch weit:
Gute Nacht, gute Nacht, gute Nacht!
2. Gute Nacht, gute Nacht!
wenn die Sperlinge fressen die Erbsensaat
und die Mäuse tanzen im Mäusestaat:
Gute Nacht, gute Nacht, gute Nacht!
3. Gute Nacht, gute Nacht!
wenn die Bauern noch schlafen,
da die Sonne schon lacht:
Gute Nacht, gute Nacht, gute Nacht!
4. Gute Nacht, gute Nacht!
wenn die Kinder befehlen mit trotzigem Mut
und die Eltern gehorchen schnell und gut:
Gute Nacht, gute Nacht, gute Nacht!
5. Gute Nacht, gute Nacht!
wenn der Krebs geht vorwärts
und der Mensch strebt rückwärts:
Gute Nacht, gute Nacht, gute Nacht!

Bauernarbeit.

Stein bei Stein im Acker liegt,
zentnerschwer.
Hestig stößt der Pflug,
knirscht und schrammt.
Bauernhände heben diese Steine aus dem Land.
Reuchend wälzt der Bauer
über starke Bäume
seine Steine auf den Wagen.
Schädlich diese Steine hier an dieser Stelle,
nützlich anderswo,
denkt der Bauer,
fährt sie heim und
baut auf ihnen sich sein neues Haus.



Heimatgefühl.

Wo der Klee blüht
und der Schimmel zieht,
wo der Hahn kräht
und der Westwind weht:
schlägt das Herz mir in der Brust.
Wo die Lerche singt
und die Sense klingt,
wo der Acker blüht
und der Regen sprüht:
schlägt das Herz mir
frisch vor Heimatlust.
Wo die Winde rankt
und der Sperling zankt,
wo das Bächlein rauscht
und die Kiefer lauscht:
schlägt das Herz mir in der Brust,
schlägt das Herz mir
frisch vor Heimatlust.

Bauernwappen.

Schwielenhart und breit und knöchig
sind des Bauern Hände rechts und links.
Wie ein Schraubstoc sie umkrallen
Spaten, Hacke, Pflug und Sense.
Wie die Schaufel greift die Rechte
in das Paken tief und streut die Saat.
Seine Hand umfaßt das Obst,
wird zur Forke und zerreißt den Dung.
Bauernhand ist steinehart,
ist ein Wappen, ist ein Abel
für die Arbeit, für den Schweiß.
Bauernarbeit ist ein Schild,
frei von Rost.
Bauernarbeit schafft uns Brot,
Bauernarbeit schützt vor Not.

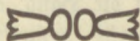
Auf dem Brachfeld.

Der Bauer drückt die harten Hände
auf seines Pfluges leicht geschweifte Arme
und preßt sie, preßt sie wieder,
bis sich die Schar in erdenharte Brache gräbt.
Dann stößt die Scholle ihm den Fuß.
Der Bauer ächzt
und beißt die Zähne fest zusammen.
Er treibt die Pferde an
mit scharfem Peitschenhieb.

Ganz leise hebt der Wind zu wehen an
und senkt und hebt den Halm im Roggenfeld
und trägt den Samen fort von Aehre hin zu Aehre.
Und golden strahlt die Sonne
hernieder
nach leichtem Regen
des letzten Tages.

Gleich summen die Bienen
um Blütenkelche.

Noch stöhnt der Bauer,
noch seufzt er im Brachfeld.
Da fällt sein Blick auf Halm und Aehre.
Und leichter wird ihm die Arbeit jezt,
er denkt der Saat,
er denkt der Ernte,
die nächstes Jahr er haben wird,
hält inne beim Pflügen
und richtet sein Auge
nach oben:
Er betet.



Gast auf Erden.

Ich bin nur Gast auf dieser Erde,
ein Stäubchen nur, mit dem die Winde spielen.
Ich gehe schnell vorüber
und sinke, wenn der Herbst die Blätter färbt.
Ob ich ein Samenkorn im nächsten Frühling werde?
Ich weiß es nicht.
Der droben lenkt die Sterne.
Doch will ich schaffen,
so viel ich kann
und aus dem Schatz,
den mir der Herr gegeben,
wie aus dem reichen Borne schöpfen,
um andern diese Labung auch zu spenden.
Und wenn ich aus dem Innern hab' geschöpft
und manchem dann geholfen,
dann hab' ich nur die Pflicht getan.
Ich bin nur Gast auf dieser Erde
und sinke, wenn der Herbst die Blätter färbt.

Treue dem Land.

1. Ganz gleich,
ob er pflügt, ob er eggt, ob er sät,
ob er rilt, ob er schleppt, ob er hackt;
Er denkt:
Treue dem Land.
2. Ganz gleich,
ob er geht, ob er steht, ob er fährt,
ob er kriecht, ob er springt, ob er hinkt;
Er sagt:
Treue dem Land.
3. Ganz gleich,
ob er lieft, ob er schreibt, ob er singt,
ob er faltet die Hand, ob er kniet;
Er ruft:
Treue dem Land.
4. Ganz gleich,
ob es friert, ob es schneit, ob es stürmt,
ob es blizt, ob es gieft, ob es strömt;
Er trozt:
Treue dem Land.
5. Ganz gleich,
ob ein Wenn, ob ein Aber, ein Kaum,
ob ein Zweifel den Weg ihm versperret;
Er schwört:
Treue dem Land.

○ ○ ○

Mutter Erde.

Mutter Erde,
nimm den Leib,
deck ihn zu,
schließ ihn ein.
Dieser Leib,
er ist Dein.

Gebet des Bauern.

Bewahre mir, o Herr, die Saat
vor Hagel, Frost und Mäusefraß.
Erhalte mir das Vieh gesund,
das ich so lange hab' gepflegt.
Herr, schütze mir das Haus, den Stall,
die Scheune und den Staken
vor Blitzschlag und vor Feuersgier.
Gott, laß gesund und arbeitsam
die Frau mir treu zur Seite steh'n.
Und segne meine Kinder, Herr,
Du liebster Herr,
und nimm auch mich in Deinen Schutz.

* * *

Bruder Mensch.

Sie tragen gemessenen Schrittes
einen Toten hinaus.
Auf seinem Sarge liegt
ein billiger Strauß.
Die Menschen haben für diesen Zug
einen flüchtigen Blick;
nur einer grüßt den Bruder Mensch
und denkt an eigenes Geschick.



Zwei Menschen.

Mein Leib ist Erde
und Staub,
ist Knospe und Blüte
und dürres Laub.
Du bist mein Bruder,
bist Staub,
bist Knospe und Blüte,
auch dürres Laub.

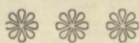
Die Mutter Erde ihre Söhne zieht
hinab
in ihren Mutter Schoß,
ins Grab.

Du willst nur Asche, willst
nur Staub,
Du willst vergänglich sein,
nur Laub!

Dann bleibe hier, gebrochene Säule
als Stück.

Ich lehre zum Vater als Sohn
zurück.

Ich will die Sterne als Heimat haben
im Licht
und will dem Herren ewig schauen
ins Angesicht.



Auf Allerseelen.

Sie kürzen den Weg sich ab. Bernhard schlägt es vor, Hyazinth stimmt zu. Jener springt über den Graben und ruft, Hyazinth schwingt den Stock und folgt. Auch er schlingt das Tuch doppelt um den Hals, knüpft fester den Knoten, schlägt hoch den Kragen.

Die Kirchenglocken läuten, sie rufen, daß die Luft erzittert: Bim, bam, bum. Bim, bam, bum. Sie klingen und singen, sie tönen und wimmern, die Kirchenglocken summen und brummen, klagen und weinen. Sie rufen Lebende und jammern um Tote.

„Sie laden uns ein“, sagt Bernhard.

„Wir kommen“, bestätigt Hyazinth.

„Hörst Du den Ton? Verstehst Du ihn?“ fragt Bernhard im Gehen, „es ist, als ob sie seufzen unter innerem Weh, es ist, als ob sie stöhnen unter Leid und Schmerz. Sie künden Allerseelen. Sie hauchen himmlisches Lieben und ewiges Sehnen.“

Die Freunde gehen. Sie treffen Menschen und schließen sich den Silenden an. Hyazinth hatte nachmittags den Wald durchstreifen wollen, um das Farbenspiel der wellenden Blätter zu sehen. Bernhard hatte ihn gesprochen und ihn bewogen, mit zur Kirche zu gehen.

Sie suchen eine Ecke der geräumigen Kirche auf. Bernhard überfliegt das Gewölbe, saugt mit den Blicken Rippen und Spannweite der Bogen ein, spinnt sich ein in Gedanken und läßt sie steigen zum verhüllten Himmel. Er grübelt und sinnt und denkt. Dann versenkt er sich in sein Gebetbuch. Hyazinth faßt die Knöchel seiner Hände und betet an ihnen den Rosenkranz.

Die Kirchenguhr schlägt: eins, zwei, drei. Da treten zwei Messdiener aus der Sakristei. Der erste zieht die Glocke. Messdiener und Priester schreiten zum Altar. Leise setzt die Orgel ein und haucht die Töne zum Gruß.

Der Priester beginnt die Vesper. „Unsere Hilfe ist im Namen des Herrn“, übersetzt Bernhard. Sie knien und beten, sitzen und singen. Der Priester stimmt von neuem an, sie erheben sich, die Orgel braust, und die Gemeinde singt dazu: „Hoch preiset meine Seele den Herrn.“ Bernhard jubelt im Innern, er ist ergriffen, begeistert, überwältigt, und diese Gefühle läßt er schwingen in den Tönen, läßt er ausklingen im Gesang. Hyazinth lauscht. Da verstummt die Orgel. Der letzte Ton bricht sich sterbend im Gewölbe. Die Kirchenguhr schlägt ein Viertel vier.

Am Altare ist es plötzlich still geworden. Hyazinth schaut zum Altar, Bernhard horcht.

Priester und Organist beginnen einen Wechselgesang. Die Töne durchschneiden den Raum, pochen und klopfen ans Ohr, rütteln am Sinnen, zerren am Herzen und erschütterin die Seele. Sie hämmern und hacken und stoßen und bohren.

Allerseelen beginnt, die Totenvesper wird gesungen. In den Tönen liegt es: Sinken und sterben, modern und verderben. Aus den Gesängen spricht es: Erbarmen, retten, helfen; durch Klang und Wort geht der Gedanke: Sie sind es jetzt, und wir werden es später sein. Schon dämmert es zart. Da huscht

das Licht der gelben Kerzen und flackert und zittert und geizert im dunkelnden Raum.

Ton und Licht mischen sich kantig im starren Stein am grauen Holz.

Die Uhr schlägt halb.

Priester und Organist singen; sie singen, wie sie können, doch ihre Stimme versinkt im weiten Raum, verhallt an der Decke, stirbt als leiser Hauch am starren Gewölbe. Sie verhallt und versiegt wie das Leben.

In machtvollem Ruf singt die Gemeinde: „Sei Mutter der Barmherzigkeit.“

Der Pfarrer predigt vom Sterben, Vergeben und Helfen.

Bernhard und Hyazinth verlassen mit den andern das Gotteshaus. Sie schreiten über die Schwelle, gehen zur Kirche hinaus und prallen zurück. Ein scharfer Wind weht um die Ecke, peitscht das Gesicht, faßt den Hut. Sie drücken ihn fest auf den Kopf.

Der Wind fährt durch die Bäume, rüttelt die Nester, schüttelt die Blätter, die wellen, die gelben, die toten; reißt die grünen vom Zweig, wirft sie, setzt sie, trägt sie, schüttet sie zusammen, häuft sie auf, raschelt mit dem trockenen Laub über den Weg, durch Gitter und Zaun.

Bernhard und Hyazinth ziehen enger den Mantel. Sie kämpfen mit dem Winde, ringen mit dem Sturm, leben und siegen. Die Kirchhofspforte zittert in den Angeln, öffnet sich knarrend, schließt sich dumpf. Bernhard und Hyazinth stehen vor den Gräbern.

Hier ruhen sie alle, die er zerschmettert, der gierige Tod, die lagen oder standen, die gingen oder saßen, die fuhren oder schwammen, als er kam und sie nahm. Jetzt ruhen sie still im Grabe. Hügel scharf sich zu Hügel, in langen Reihen, dicht bei dicht. Die Hügel künden Sterben und reden vom Werden, sie decken mit Leben den Tod.

Unter jedem Hügel liegt ein Mensch. Er lebte, liebte, er sorgte und hoffte, er wuchs und starb. In jedem Grabe liegt ein Mensch, verweist und wird Staub; es kommt Erde zu Erde,

Staub zu Staub. Die Hügel sind erhalten, verfallen, gepflegt, überwuchert. Der eine grünt, den andern schmücken Blumen. Das Grab dort ziert ein Denkmal aus schwarzem Marmor, jenes ein weißes Kreuz, dieses ein blendender Engel aus Marmorstein. Dort steht ein grauer Sockel, halb verfallen, hier lehnt am Eisengitter die zerbrochene Tür.

Die roten Rämme auf den dunklen Wolken entbieten den Freunden beim Betreten des Kirchhofs den Abendgruß der untergehenden Sonne. Tag kämpft mit Nacht, Licht mit Schatten. Verschwommen die Farben. Verhaltene Stimmung packt das Gemüt, durchzittert die Seele.

Betende scharen sich um den Priester. Sie formen sich zu einem Zuge. Ein Knabe trägt das Kreuz voraus. Er hält es fest und streckt es starr empor. Zwei Knaben mühen sich um ihre schwarzen Fahnen. Der Wind verfängt sich in den Fahnen, dreht die Querbölzer um, schlägt das Tuch um die Stange und die Quasten um den Hals der Knaben. Die Fahnen zittern in den schwachen Händen, schwenken und senken sich. Die weißen Chorröcke schmiegen sich um den Leib, hauschen sich auf, klatschen um die Arme und flattern im Winde.

Die Gläubigen schreiten und singen. Der Priester kämpft gegen den Wind. Er bleibt stehen und umklammert das Buch und betet mit verhaltener Stimme. Er betet lateinisch. Bernhard hatte die Gebete gestern in deutscher Uebersetzung gefunden. Er weiß, für wen der Priester zuerst seine Gebete verrichtet. Vor seinem Auge erheben sich die Gestalten im Messgewand, Gestalten in Mitra und Hirtenstab. Der Priester betet zuerst für die, welche führten und vorangingen, welche mahnten und rieten. Und Bernhard denkt an seinen Pfarrer, der ihn getauft, der ihn zur hl. Beichte vorbereitet und der ihm das hl. Sakrament gereicht hat. Sein Pfarrer wurde letztes Jahr begraben, er ruht in der Mitte des Kirchhofs, er schläft am Fuße des Kreuzes.

Die Gläubigen singen und schreiten. Der Priester bleibt wieder stehen und betet. Um ihn scharen sich Kinder und Greise, Männer und Frauen. Der Mutter Auge schwimmt in Tränen,

des Vaters Blick senkt trauernd sich zur Erde, der Greis beugt sein Haupt: Sie beten für die ruhenden Eltern.

Die Gläubigen schreiten und singen. Und der Priester betet von neuem. Erinnerung knüpft sich um liebe Freunde, hängt sich an die Zeit, wo das Auge grüßte das Auge, wo die Hand umschlang die Hand und knüpfte das goldene Band. Bernhards Herz krampft sich zusammen. Er zittert und weint. Im nahen Grab liegt der liebe Freund.

Der war ihm Führer, ihm und den andern. Der hatte die Jungmannschaft geführt. Er hatte jeden gekannt, mit jedem gesprochen. Er war jedem Freund und Bruder und Führer geworden. Bernhards Seele hatte geschlagen wie die seine. Sie sahen nach oben und strebten höher. Eines Tages waren sie alle hinausgewandert, hatten im Walde gespielt und geturnt. Zwei, ganz erhitzt, hatten gebadet ohne des Führers Wissen. Der eine versank, der andere schrie. Der Führer sprang in den See, zog den Ertrinkenden heraus, fiel zurück und versank in den Fluten. Hier liegt er begraben, hat heute sein erstes Aller-seelen unter dem Hügel. Für tote Freunde, Verwandte und Wohltäter dringt das Gebet zum verzeihenden Gott. Bernhards Stimme versagt.

Die Gläubigen singen und schreiten. Wellende Blätter, zerknickte Stengel hängen an grünenden Lebensbäumen, starren aus rankendem Efeu der Hügel und zerren an Steinen und Gittern der Gräber. Tod und Leben schmiegen sich aneinander, Leben und Tod umarmen sich hier: Was grün ist, rankt sich um Morstes, was leben will, zieht seine Kraft aus schon Verdorrem. Und sie beten für alle, die gleich in dem Glauben, stark in dem Hoffen und fest in der Gottesliebe auf Erden waren, mögen sie in dieser Erde oder mögen sie auf dem weiten Erdenball ruhen. Auf vielen Gräbern brennen Kerzen. Auf ihnen züngelt die Flamme, flackert das Licht, die Kerze verzehrt sich: Die Liebe leuchtet und wärmt. Das Gebet, das Gebenken vereint sie alle.

Die Christen schreiten und singen. Und hinein wuchet des Priesters Gebet. Bernhard sinnt: Der ewige Geist durch-

wehte den Staub. Und der Mensch erhob sich, lebte und strebte. Ein Mensch stammt vom andern, er trägt die Sünden, trägt seine Last. Einer hängt am andern, und sie sind verbunden, und sie sind die Menschheit. Was einer sündigt, das beschwert den andern; was dieser betet, hebt jenen auf.

Und mit dem Priester bleibt stehen die Menge, bleibt stehen auch Bernhard. Sie beten für alle, die Gott erschaffen, sie beten für alle, die auf Erden gewandelt.

Der Priester geht. Die Menschen trennen sich.

Bernhard und Hyazinth umstehen das Grab, sie umgeben den Hügel, unter dem der Leib des Freundes ruht. Schluchzend stützt sich die Mutter auf den Arm des Vaters, zitternd faßt er die Hand der Frau. Bruder und Schwestern mühen sich, ordnen die Blumen, schmücken das Grab. Die eine der Schwestern sucht die letzten Kerzen für des Bruders Hügel. Sie hat sie vorher hingelegt; sie sucht sie im Gras, Bernhard findet die Kerzen im Esen. Die Schwester steckt sie in den Hals der Flaschen und bohrt diese in den lockeren Hügel. Bernhard zündet die Kerzen an und schützt sie gegen den Wind.

Es dunkelt. Schatten senken sich und Nebel ziehen. Sie fegen den Boden, verhüllen die Bäume und künden Allerseelen. Da rüsten sich die Menschen heimzukehren. Vater und Mutter umstehen das Grab, und Schwestern und Bruder, Bernhard und Hyazinth. Bernhard steht neben der Schwester des toten Freundes.

„Du bist tot“, sagt die Mutter, „kommst nie zurück.“

„Ich will seine Stelle einnehmen“, sagt Bernhard.

Der Vater sieht ihn an, die Mutter ahnt, die Schwester weiß.

Sie schweigen an den Hügeln der Toten, gehen langsam vom Kirchhof und sprechen draußen vom Leben und Werden.

Aus den Gräbern steigen Segenswünsche für junge Menschen, die sich im Schatten des Todes gefunden haben.



Allerseeleu.

Still fallen die Blätter vom Baum
und sinken in wellendes Gras.

Ich wage zu atmen kaum,
die Luft ist trübe, der Boden naß.

Drei Mädchen mühen sich eifrig ab
und schmücken mit Blumen und Kränzen schlicht
ein Kindergrab.

Sie stellen Kerzen auf
und schützen durch Ziegel das Licht.
Sie hemmen den Lauf,
sie falten die Hände rein
und gleichen den Engeln aus Marmorstein.

„Wer ruht im Grabe hier?
Das Schwesterchen? Euer Brüderlein?“

„Die Freundin klein.“

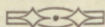
„Sie starb vor fünfzig Tagen.“

„Sie war so lieb.“

„Sie war so alt wie ich,
elf Jahre.“

Sie knieten nieder,
die Mädchen drei,
und beteten leise:

„Herr, laß sie leuchten als Himmelslicht
vor Deinem göttlichen Angesicht.“



Wilde Enten.

„Vater, ich habe ein Nest gefunden“, rief Joseph hervor.

„Wo?“ fragte der Vater gelassen.

„Auf dem großen Wall im Bruch.“

„Dort brüten alle Jahre wilde Enten“, erklärte ihm der Vater, von der Arbeit aufsehend. „Aber wie bist Du dorthin gekommen, das Wasser ist breit und tief.“

„Auf dem großen Balken, der im Wasser liegt. Paul half mir.“

„Daß das sein! Tue das nicht mehr“, fuhr ihn der Vater hart an, „Dein Onkel ist vor 25 Jahren bei solcher Gelegenheit ertrunken. Ich habe Dir das erzählt, ich habe Dich gewarnt; ich will nicht haben, daß Du Dich der gleichen Gefahr aussetzest.“

Aufgeregt hatte der Vater diese Worte hervorgestoßen.

„Vierundzwanzig Eier habe ich in dem Neste gesehen“, bemerkte Joseph bescheiden, „Vater, können wir die nicht holen und hier im Neste ausbrüten lassen?“ flehte er weiter.

„Daß mich mit den Eiern der wilden Enten in Ruh!“ schrie ihn der Vater an, „wir haben etwas Besseres zu tun, als wilde Enten auszunehmen! Nimm dort den Spaten und grab' das Land um!“

Joseph nahm den Spaten und ging enttäuscht an die Arbeit.

Die Mutter hatte alles gehört und gesehen. Als sie den Sohn graben sah und den Mann beruhigt fand, sagte sie zu diesem: „Man sollte den Kindern nicht jede Freude rauben. Ich habe eine Henne, die gerade brüten will.“

„Ich kann doch den Jungen nicht auf dem Balken hinfahren lassen, er ertrinkt auf der Tiefe.“

„Vielleicht kannst Du selber mit dem Rahne hinfahren und die Jungen mitnehmen.“

„Das ist Zeitverschwendung. Uebrigens, aus den Eiern der Wildenten kriechen wilde Enten und nicht zahme.“

„Man muß dem Forschungstrieb der Jungen doch auch entgegenkommen. Eigenes Erleben ist ihnen wichtiger als die begründetste Belehrung durch die Erwachsenen.“ —

Am folgenden Tage stand Joseph sehr früh auf. Es war noch schummer. Leise schlich er sich zu dem großen Korbe, in dem die Henne auf dem Neste saß. Vorsichtig zog er das Tuch von der Henne weg und ließ sie hinunter steigen. Da lagen auf dem Stroh des Nestes 24 Eier. Er strich darüber hin, sie waren warm. In Gedanken zählte er schon die 24 Wildenten. Schon kam die brütende Henne und setzte sich wieder auf die Eier.

Als Joseph nach einer Stunde wiederum die Eier besehen wollte, wehrte es ihm die Mutter: „Wenn Du junge Enten haben willst, dann darfst Du nicht zu oft nachsehen, denn sobald die bebrüteten Eier kalt werden, verderben sie.“

Ungebuldig wartete er auf die jungen Entchen. Mit jeder Woche steigerte sich seine Ungebuld. In der vierten Woche füllte er eine alte Wanne mit Wasser und richtete sie als Schwimmtrog ein. Schwimmende Grasshausen darin mit Erde sollten den Entchen zur Heimat werden. Joseph probte. Er goß das Wasser wieder aus und goß es wieder ein. Er verbiethete die breiten Ritzen und probte alles noch einmal aus, bis ins Kleinste. Er legte auch Futter hinein, so wie er es sich dachte.

In diese Vorbereitungen kam die Mutter mit der Ankündigung: „Jetzt wird es allmählich Zeit aufzupassen; morgen werden die ersten Entchen die Schale durchstoßen.“

„Ja, Mutter?“ fragte Joseph freudig erregt.

„Ja, ziemlich sicher. Die Zeit dürfte gekommen sein. Ich berechne mir das nach den zahmen Enten. Die vier Wochen sind abgelaufen.“

Wirklich, als Joseph am nächsten Tage früh die Henne von dem Neste ließ, da lagen unter den übrigen Eiern zwei leere Eierschalen. Die Entchen waren ausgekrochen. Aber wo waren sie? Joseph konnte sie nicht sehen. Seine Mutter fand sie auch nicht.

„Ob die Henne sie zerdrückt hat?“

„Dann müßten wir doch die toten Entchen finden“, erwiderte die Mutter.

Beide suchten im Nest, in der Stube, unter dem Schrank, aber sie fanden nichts, weder die lebenden, noch die toten Entchen.

Joseph hatte die Henne im Verdacht, daß sie die Entchen aufgefressen; er hatte das Mädchen im Verdacht, daß sie sich die jungen Tiere angeeignet hätte, um sie zu Hause ihren jungen Brüdern zu schenken. Doch jedesmal riet die Mutter, vorsichtig zu urtheilen.

Nach einer Stunde war ein drittes Entchen ausgekrochen. Wieder war das Nest leer. Die Kaze kam in Verdacht. Joseph schlug sie und trieb sie hinaus. Eine halbe Stunde später war das vierte fort. Joseph hielt den Hund für den Bösewicht.

„So geht es nicht weiter“, sagte die Mutter, „wir müssen genau aufpassen.“

Joseph setzte sich dicht neben die Henne. Er wartete. Doch er sah und hörte nichts. Da hob er der Henne den Schwanz empor. In diesem Augenblicke flitzte etwas hervor aus dem Korbe. Joseph sah links und rechts und geradeaus etwas huschen, hörte etwas rascheln. Darauf war alles still.

Die Mutter sah nach. Drei Entchen waren wieder ausgekrochen, und alle drei waren wieder fort. Wohin? Verschwunden. Niemand wußte es, niemand fand sie.

Man wollte wenigstens den Nest retten. Joseph hielt einen Sack vor, er rückte seinen kleinen künstlichen Teich in der Wanne dicht an das Nest. Es half nichts. Sobald ein Entchen ausschlüpfte, verschwand es mit unheimlicher Schnelligkeit in irgend einer Ecke durch ein Loch in den Fußboden. Und fort war es.

Nur die 24 Eierschalen fand man unter der Henne, aber kein Entchen. Die waren gleich nach dem Auskriechen fort, hineingeflüzt in die Ritzen und Löcher. Dort kamen sie um, verhungerten, verdursteten und wurden von den Ratten aufgefressen.

Trauernd stand Joseph am Nest, suchend ging die Henne umher. Kopfnickend sagte der Vater: „Was wild ist, das bleibt wild. Die Wildente wird nicht zahm, auch nicht, wenn ihre Eier von einer Henne ausgebrütet werden.“



Sprüche.

Wer immer rückwärts steuert,
der kann nicht vorwärts kommen.

Worte wiegen wenig,
Werke wiegen schwer.

Mein Lehrer.

Ein Sperling flog vom Dach hernieder
zum Stückchen Brot,
das dicht am Kinnstein lag.
Er pickte, schaute, pickte, schaute.
Die Wagen rollten,
die Rabler eilten,
das Auto raste schnell vorbei,
und unser Sperling pickte, schaute, pickte.
Die Menschen kamen, gingen, rannten, jagten,
der Sperling schaute, pickte,
gewahrte schon den Habicht hoch in Lüften,
vertrieb den Star, der ihm den Bissen streitig machen wollte.
Der Sperling pickte, schaute, pickte, schaute,
bis täppisch jener Müßiggänger
das Brot ihm in den Kinnstein trat.
Er flog davon, —
um wieder gleich beim Brot zu sein.



Ochsenkauf.

Still steht an seiner Kette
breitbeinig, dick und fett der Ochs.
Er steht und rührt gemächlich langsam seinen Schwanz.
Der Fleischer überfliegt den Ochsen mit dem Blick,
befühlt die Lenden und die Rippen
und murmelt unverständlich zwischen seinen Zähnen.
Der Bauer hat die Hände in den Taschen,
besteht den Ochsen und den Fleischer
und wartet stumm ergeben auf das Angebot.
Der Ochs geht vom Hofe dann
und sieht sich einmal noch nach seiner Krippe um.
Der Bauer zählt und scharrt
gefällig seine gold'nen Füchse;
der Fleischer aber fährt und rechnet den Gewinn sich aus.

Die Henne.

Siehst du die Hühner im Hof?
Die Henne da?
Sie scharrt und kratzt,
sie sucht und findet,
sie frißt und trinkt,
sie schlägt mit den Flügeln,
die Henne da;
Siehst du sie? ja?
Füttere die Henne,
die Eier legen soll,
dann wird auch das Korbchen
im Sommer — voll.



Tod des Hundes.

Ein Hund war's, der unter das Auto geriet,
ein Hund nur und kein Mensch.
Und doch floß warmes Blut in seinen Atern,
sprühte Leben aus den Augen,
sprang die Kraft und die Gesundheit
in Sägen groß und weit,
als dieser Wagen ihn erfaßte und zu Boden riß.
Ein Hund war's — Ja —
und doch — ein Leben auch.

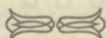


Sonne.

Sonne, scheine!
Sonne, scheine
am blauen Himmelzelt!
Sonne, blinke!
Sonne, winke
in jedem Tropfen
der großen Welt!

Die Katze.

1. Langsam schritt vorbei die Katze,
sah mich zweimal fragend an,
ob ich ihr auch Beifall spende,
weil sie ihre Pflicht getan.
2. Zwischen ihren scharfen Zähnen
trug sie schlenkernd eine Maus,
die sie mit den scharfen Krallen
dort erfaßte vor dem Haus.
3. Doch ich saß in tiefem Denken,
malte Kreise in den Sand,
sah der Katze Blick nur flüchtig,
als sei er mir unbekannt.



Sonnenschein.

1. Ich gehe tief in den Wald hinein;
dort wohnt der lichte Sonnenschein.
Ich spiel' mit ihm, ich greife ihn,
ich fange mit der Seele ein
den lieben lichten Sonnenschein,
den Sonnenschein,
den lieben lichten Sonnenschein.
Der Sonnenschein
ist mein.
2. Dann trage heim ich den Sonnenschein
zur Arbeit und ins Kämmerlein.
Ich schaff' mit ihm, ich ruh' mit ihm,
ich tauche meine Seele ein
in lieben lichten Sonnenschein,
in Sonnenschein,
in lieben lichten Sonnenschein.
Der Sonnenschein
ist mein.

Zu Beginn des Frühlings.

1. Die Sonne kommt,
die Sonne scheint
und bringt mit ihrem warmen Strahl
das Gras am Wiesenrand.
2. Die Sonne kommt,
die Sonne scheint
und hebt mit ihrem warmen Strahl
das junge Halmchen auf dem Land.
3. Die Sonne kommt,
die Sonne scheint,
belebt mit ihrem warmen Strahl
das schwarze Moor, den dürrn Sand.
4. Die Sonne kommt,
die Sonne scheint
und segnet mit dem warmen Strahl,
was Du geschafft mit Deiner Hand.



Sonnenland.

Stille Stunden seliger Ruh':
halte den Atem an,
mache die Augen zu.
Lausche, was singt das Vögelein
hoch in der Luft,
nimm, was Dir das Blümlein schickt:
honiggewürzten Duft.
Deffne die Augen dann —
seliger Blick! —
lachendes Sonnenland
wiegt sich im Glück.



Spruch.

Leben
heißt, das Licht zu den Sternen erheben.

Vom Alltag zum Sonntag.

1. Schaut in den grauen Alltag
verstoßen die Sonne hinein,
dann hüpfet in Wonne das Herze
und schäumet wie perlender Wein.
2. Schwebt über den Sorgen des Alltags
die Freude wie wonniger Duft,
dann wandeln sich Mühen zu Blumen
in dieser himmlischen Luft.
3. Windet um Arbeit das Beten
den strahlenden Ehrenkranz,
dann wird der Alltag zum Sonntag
in Wonne und Duft und Glanz.



Auf der Erde.

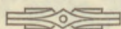
Säende Hand
auf trocknendem Land,
knospende Rosen
auf träumender Erde:
Erwachendes Werde.
Reifende Aehren im Sommerfeld
krönen die Arbeit,
schmücken die Welt.
Ruhende Erde
im flockigen Schnee:
quellende Tränen
beim Menschenweh.



Kornfeld im Blütenmeer.

Ein Wind streicht über die Aehren:
Kornfeld im Blütenmeer.
Ein Wogen und Wellen,
Steigen und Schwellen:
Kornfeld im Blütenmeer.

Ein Stäuben darüber
im Sonnensunkeln:
Kornfeld im Blütenmeer.
Segen der Arbeit
im nahenden Sommer:
Kornfeld im Blütenmeer.



Im grünen Roggen.

Im grünen Roggen
flammt rot der Wohn,
blaut leicht verstoßen des Kornes Blume.
Im grünen Roggen,
da ringelt die Winde
zur Aehre sich auf
und blüht und lockt.
Im grünen Roggen,
da singt's und klingt's
vom Geben und Nehmen.
Im grünen Roggen
wächst Hoffnung und Korn.



Distel.

Distel am Wege,
struppig und hart,
keiner dich mag.
Jeder dich meidet,
Distel am Wege,
struppig und hart.
Nur der Frühling in gütigem Walten
haucht dir werdendes Leben zu,
zaubert Blüten als sinnige Kronen
auf ragenden Stengel
dir, Distel am Wege,
dir, struppig und hart.

Der Wallnußbaum.

1. Ich pflanze einen Wallnußbaum
in meinen Garten
und werde auf die erste Frucht
vier Jahre warten.
2. Doch wenn die Zeit vorüber ist
und nicht zu sehen
die Blüten, dann muß ich sogleich
zum Gärtner gehen.
3. Er muß den Platz um meinen Baum
mit Dung belegen,
daß sich im nächsten Frühjahr schon
der Trieb kann regen.
4. So dünge ich den Wallnußbaum
in meinem Garten
und brauche auf die Frucht dann nur
ein Jahr zu warten.



Die Nadeln der Kiefer.

1. Sie hingen am Baum,
am schwankenden Ast,
die Nadeln der Kiefer,
des Stammes Laß.
Sie waren duftig und grün
und spitzig und kantig
und harzig wie Kien.
2. Sie fielen zu Boden,
sie waren gelb,
verwesten, zerfielen
und düngten das Land.
3. So ging es die Jahre.
Und Rinde um Rinde den Stamm umschloß,
und Nadel um Nadel am Zweige sproß.

Was jung war und grün,
was gelb dann wurde und alt,
das hat geschaffen
den teuren Wald.

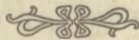


Das große Sterben.

Der junge Pilz am Waldestrand
scheint krank zu sein,
er ist ganz matt.

Ich fasse ihn
und sehe auch den Grund des Sterbens:
im Erdreich frisst an seinem Fuß
ein langer Wurm.

Auch dieser ist dem Tod geweiht,
da ihn auf kahler Erde
der Strahl der Sonne trifft.
Und ich — und du — und wir?



Die geweihten Kränzlein.

„Kommst Du mit?“

„Wohin?“

„Die Blumen holen zum Kränzlein.“

„Gleich! Nur möchte ich noch erst den Enten das Futter geben.“

Nach einer halben Stunde eilen die Mädchen vom Hofe. Sie wollen Mauerpfeffer suchen. Davon finden sie genug. Auf verwittertem Stein, in Mauerspaltten wächst er, auch auf sandigem Boden, dort, wo die Kiefern ihre Nadeln streuen und die Schafe ihre ärmliche Nahrung suchen.

Zetthenne nennt man den Mauerpfeffer, und dieser Name paßt für ihn. Denn die kleine Zetthenne sitzt prozig auf dem mageren Boden, sie hebt sich dick und selbstgefällig von den dünnen Heidepflanzen ab und klemmt sich in die zarten Spalten

des Steines. Fett henne ist klein und dick und fett und rund, und Fett henne blüht gelb.

Die Mädchen brauchen nicht lange zu suchen. Sie finden viele Stauden; sie wählen aus, sie nehmen nur die größten und besten und blühendsten. Und doch bringen sie in kurzer Zeit einen Korb voll mit nach Hause.

Bald sitzen sie geschäftig auf der Bank vor der Thür. Sie winden kleine Kränze aus Fett henne. Die allerbesten wählen sie dazu aus, die fettesten Pflanzen mit den frischen saftigen Blumen.

Und während sie winden und singen, flechten sie Gedanken hinein, eigene Wünsche und Hoffnungen.

Sieben kleine Kränze sind fertig, Kränze vom Durchmesser einer Hand. Kleine Schleifen in blau und weiß zieren die Kränze.

Am 15. August ist Maria Himmelfahrt. Da gehen die Mädchen und Frauen zur Kirche. Dort legen sie die Kränze nieder auf den Altar.

Der Priester segnet die Kränze. Die Gemeinschaft von Mensch und Natur empfängt durch Gebet und Segensspruch eine höhere Weihe; sie wird neu gefügt und anders geformt.

Die geweihten Kränze werden in Häusern und Ställen an den Wänden aufgehängt. Auf den Kränzen liegt das Gebet der Kirche, und dieses Gebet soll ruhen auf Haus und Stall. Sobald Gewitter aufzog, nahmen unsere Vorfahren die geweihten Kränze von der Wand, verbrannten dieselben und räucherten damit Stuben und Ställe aus.



Im Herbst der Wind.

Die Stämme heben,
die Gipfel sich neigen, heben und biegen:
Das macht — der Wind, der Wind,
im Herbst der Wind.
Grünes Laub im Unterholz
zittert und flattert

um Nester und Stamm
wie Schürzchen und Röckchen
um frierendes Kind:
Das macht — der Wind, der Wind,
im Herbst der Wind.

Dürre Blätter
fallen und rascheln
mit grünen am Weg,
gelbe Nadeln sinken vom Ast:
Das macht — der Wind, der Wind,
im Herbst der Wind.

Schlante Stämmchen,
hochmütig geil,
senken die Kronen,
grün und schwer,
tief nieder zur Erde:
Das macht — der Wind, der Wind,
im Herbst der Wind.

Er rüttelt und schüttelt,
wirft Lotes zur Erde,
bricht Schwaches vom Stamm,
reißt und zerzaust,
stürzt, rast und frißt:
er, er — der Wind, der Wind,
im Herbst der Wind.



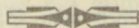
Der düstere Herbst.

Welkes Laub fault am Weg,
Nester hängen schwer am kahlen Stamm,
schwarze Stoppel,
fahles Gras,
Sturzaecker gefroren im leichten Schnee.
Leblos still.
Die Erde ist tot.

Nein, nicht tot,
die Erde lebt, sie schläft nur.
Warte! sie wacht wieder auf
halbe, halbe, halb.

Winterwerk.

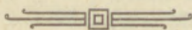
1. Wieder war es Winter
geworden in der Welt,
wieder wurden Wälber
vom Wirbelwind gefällt.
2. Weißer Wandrer wuschte
den Schweiß von wirrem Haar,
fragte weltenferne:
Wen willst du nächstes Jahr?
3. Wenig Wochen weiter
willkommen war der Sarg,
welcher welken Wandrers
Verwesendes verbarg.



Mein letzter Wunsch.

1. Legt mich, wenn ich gestorben bin,
in einen armen Sarg,
für meinen Leib genug Gewinn,
obwohl den Geist er barg.
2. Brecht keine Blume und kein Blatt
zu einem Totenkranz.
Was die Natur an Leben hat,
den Lebenden laßt ganz.
3. Den Leib zernagt der Wurm sogleich,
macht ihn zu Erdenstaub,
worauf er stolz, woran er reich,
fällt gier'ger Zeit zum Raub.

4. Um lieb' Gedanken ich nur bitt'
für das, was ich getan,
um Eures Fußes frommen Tritt
auf Eurer Lebensbahn.
5. Im Geiste will ich bei Euch sein,
wenn längst mein Leib ist tot,
in wohlbekannten Niederreih'n,
die gern ich Euch entbot.
6. Und wenn die Abendsonne Dir
versinkt vor Deinem Haus,
dann wähle, Freund, das Plätzchen hier
und ruhe mit mir aus.



Sprüche.

Stets mutig voran!
Die Welt aus Erde und Stein
liegt träge,
sie will erobert sein.

Wer nie die Lasten tragen lernte,
der wird auch nie ein Führer werden.

Jugend verschafft sich Ansehen durch Kraft,
Alter durch Weisheit.

Wer seinen trotzigen Nacken nicht in der Jugend beugt,
der muß im Alter mit striemenreichem Rücken gehen.

Aus der Distel wird nicht Hafer,
aus dem Unkraut wird nicht Wein.
Wo der Acker schlecht bestellt ist,
kann die Saat nicht gut gedeih'n.

Issst Du auch wilde Aepfel,
schmeckt der edle doppelt gut,
kennst Du nur die feinen Aepfel,
dann der saure wehe tut.



Wer alles besser weiß und immer tabelt,
der hat die Zunge, aber wohl noch nie den Finger geführt.

Dir hilft kein Klagen, hilft kein Stöhnen,
mußt schnell an Hartes Dich gewöhnen,
denn Härtes schon im Lauffschritt naht.

Du mußt nur dorten bleiben,
wo Du König bist,
und nicht in Fernen schweifen,
wo Du geduldet wirst.

Was nützt des Menschen Wissen der Allgemeinheit,
wenn er den teuren Schatz bis zum Sarge für sich
behält. Dort fressen die Würmer alles auf, Leib
und Wissen.

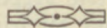
Gib das Beste, das Du hast,
Dein Herz,
und Du wirst das Beste finden,
ein Herz.

Jede Tat reift einmal doch zur Frucht,
mag sie auf ebem Baume wachsen,
mag sie verderblich ihren Giftzahn leeren.

Such nicht über den Zaun des andern,
sonst hat er zwei Blumen zu viel;
sieh in den eig'nen Garten,
dort hast Du der Veilchen genug.

Was ist Wahrheit?
Ein Gedanke in einem Wort.
Und Lüge?
Zwei Gedanken in einem Wort.

Schlimm ist die Not, die am Leben frist,
schlimmer das Sterben, das Verwesung ist.
Schlimmstes vom Schlimmen: Die ewige Not,
sie ist der Seele und des Leibes Tod.

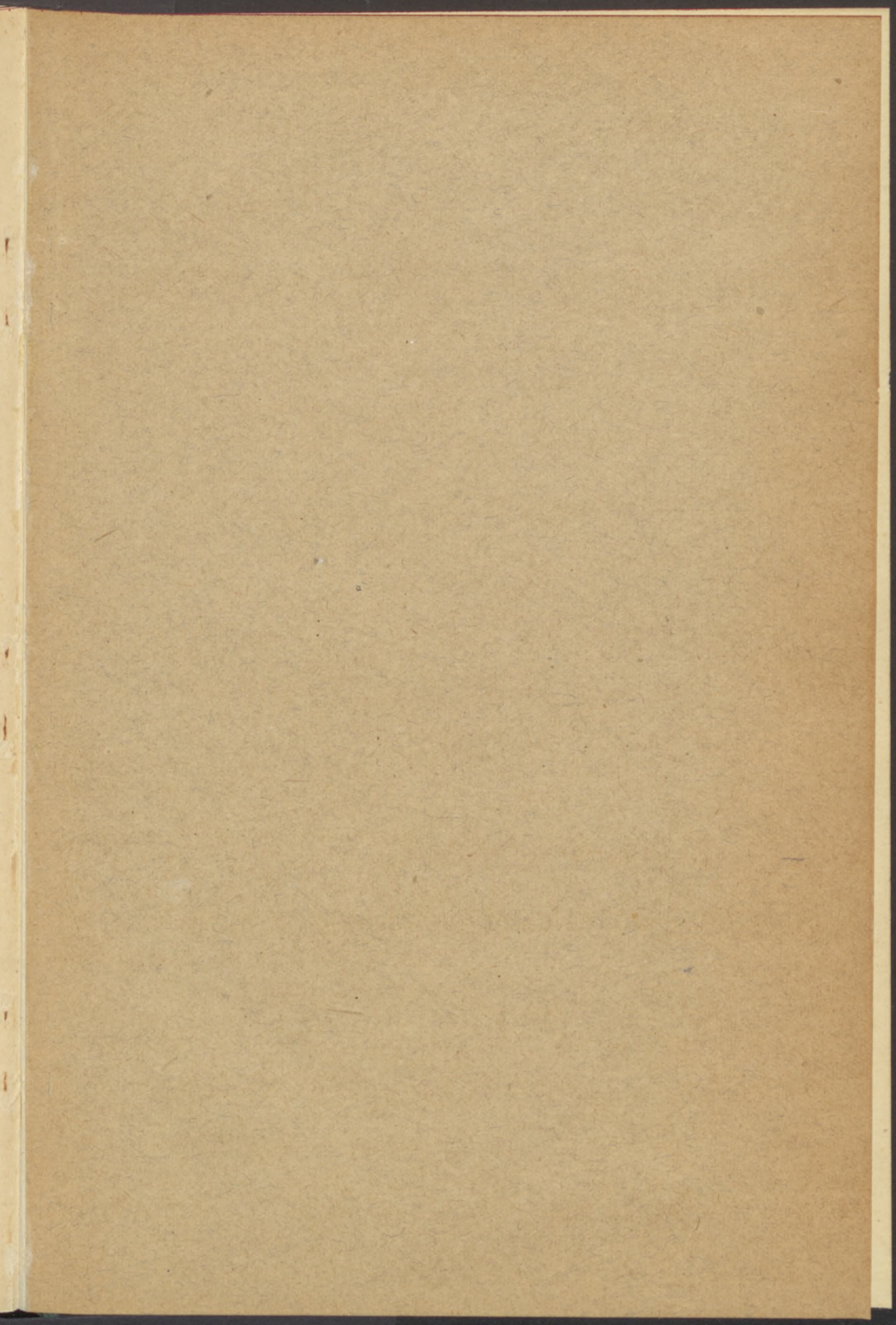


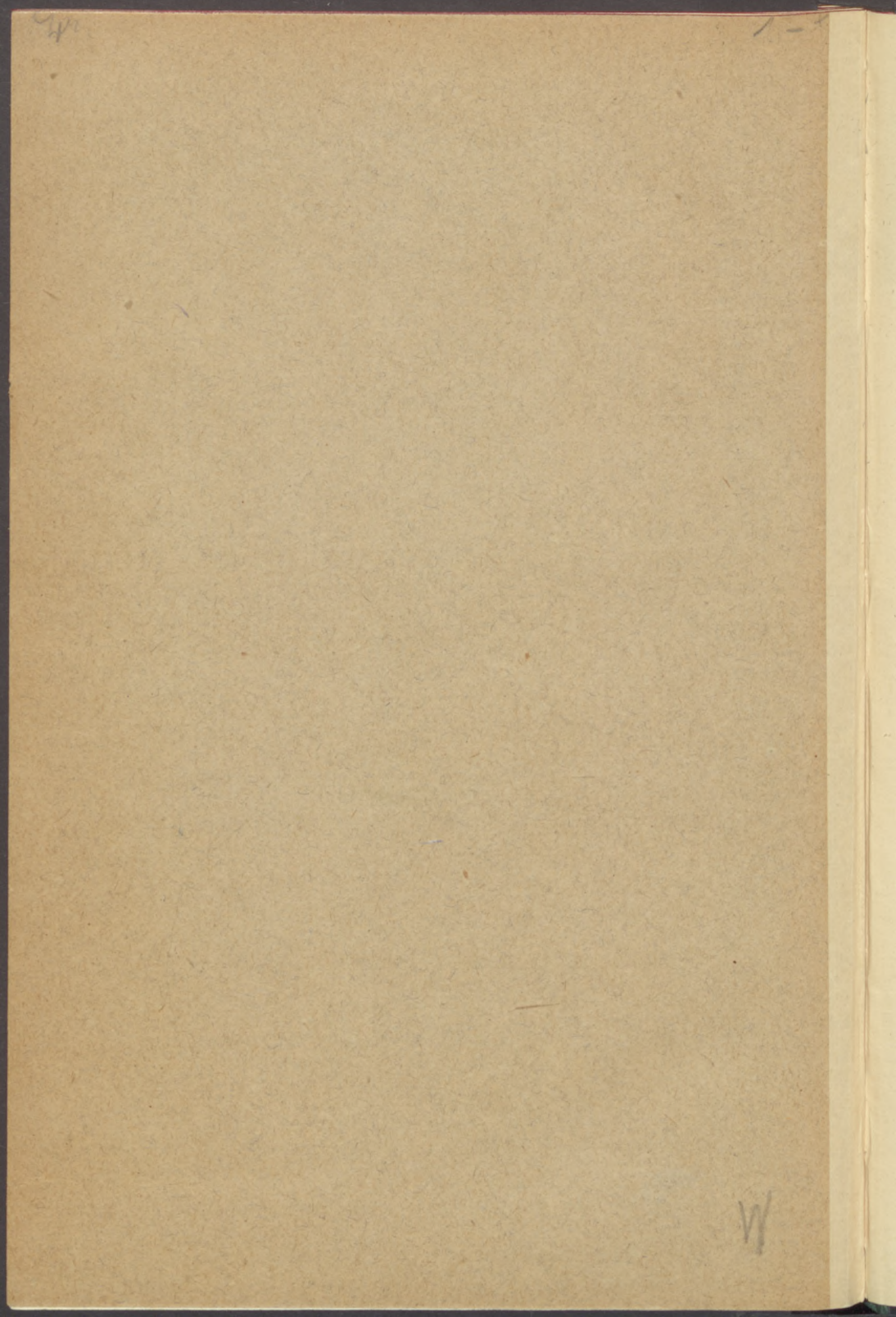
Inhaltsverzeichnis.

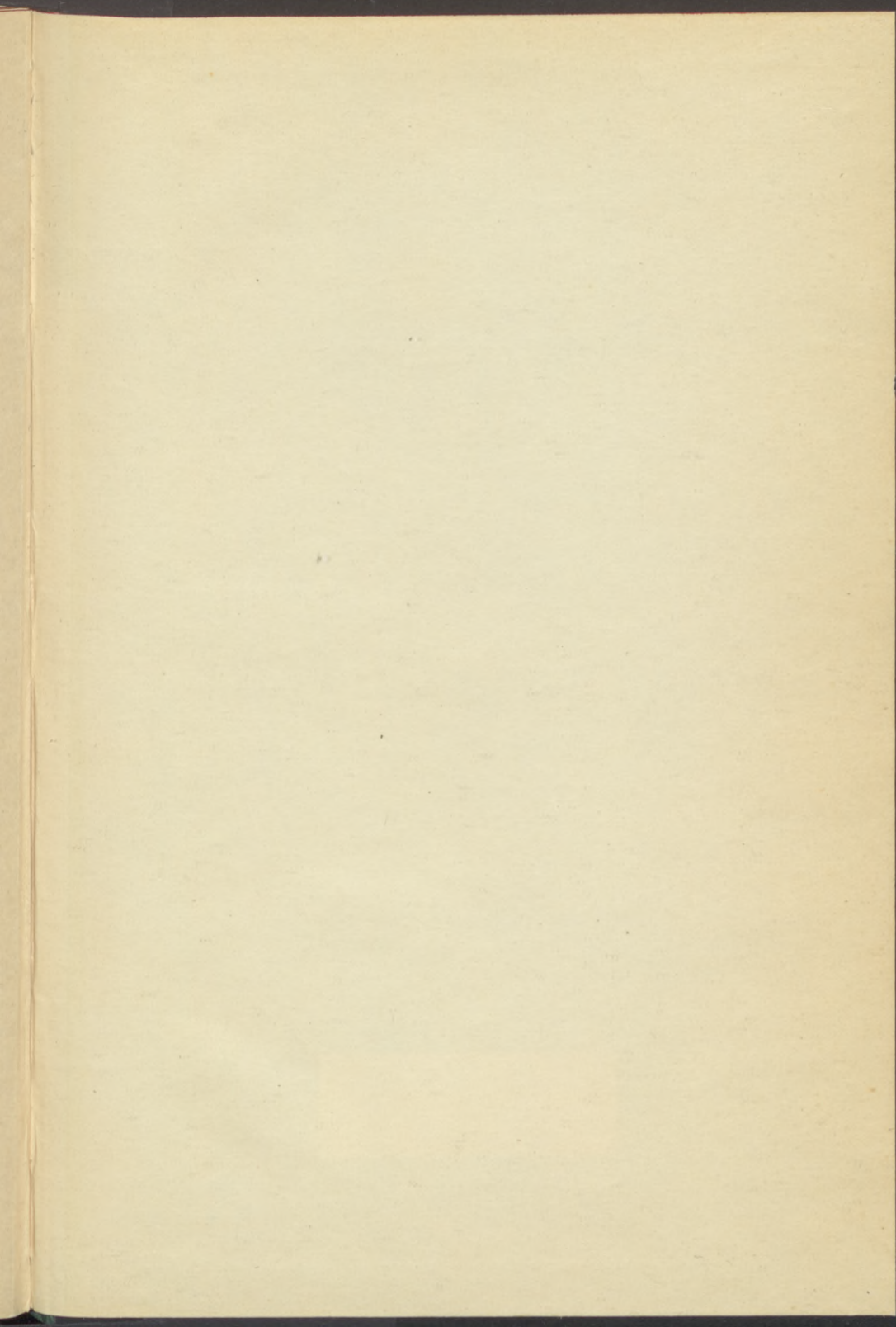
	Seite		Seite
Mit Gott zur Ruh	3	Bauernarbeit	51
Früchtige Zeit	3	Heimatgefühl	51
Ohne Gott	3	Bauernwappen	52
Im Gotteshaus	4	Auf dem Brachfeld	52
Starke und Schwache	4	Gast auf Erden	53
Jugentgleisung	5	Treue dem Land	54
Abwärts	5	Mutter Erde	54
Die Kriegführenden	27	Gebet des Bauern	55
Die beiden Brüder	28	Bruder Mensch	55
Düstere Aussicht	28	Zwei Menschen	55
Das Gesicht der Menschen	29	Auf Allerseelen	56
Eine Frage	29	Allerseelen	62
Im Joch	30	Wilde Enten	62
Die Hilfe	30	Mein Lehrer	66
Zwei Menschen	31	Dachsenkauf	66
Das Werk	32	Die Henne	67
Erfahrung	32	Tod des Hundes	67
Die Frucht des Lebens	33	Sonne	67
Ein Glück	33	Die Kaze	68
Achte den Schwachen	34	Sonnenschein	68
Die Putzmakerin	34	Zu Beginn des Frühlings	69
Vom Kind zum Mann	40	Sonnenland	69
Gebet	41	Vom Alltag zum Sonntag	70
Dankbarkeit	41	Auf der Erde	70
Der Asket	41	Kornfeld im Blütenmeer	70
Zu spät	42	Im grünen Roggen	71
Verschertzt	42	Distel	71
Durch!	42	Der Wallnußbaum	72
Die vier Altersstufen	43	Die Nadeln der Kiefer	72
Ein Junge ist da	44	Das große Sterben	73
Leben und Tod	45	Die geweihten Kränzlein	73
Auf dem Hofe	46	Im Herbst der Wind	74
Warp	48	Der düstere Herbst	75
Mutter und Kind	48	Winterwerk	76
Es muß doch so sein	49	Mein letzter Wunsch	76
Gute Nacht!	50	Sprüche	65, 69, 77, 78

1871
 1872
 1873
 1874
 1875
 1876
 1877
 1878
 1879
 1880
 1881
 1882
 1883
 1884
 1885
 1886
 1887
 1888
 1889
 1890
 1891
 1892
 1893
 1894
 1895
 1896
 1897
 1898
 1899
 1900









Biblioteka Główna UMK



300047371805

K. Rosenplenter
Buchbinderei - Papierbdg.
Greifswald, Domstr. 19

1564/29

nd A II

3631

Biblioteka Główna UMK



300047371805